This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

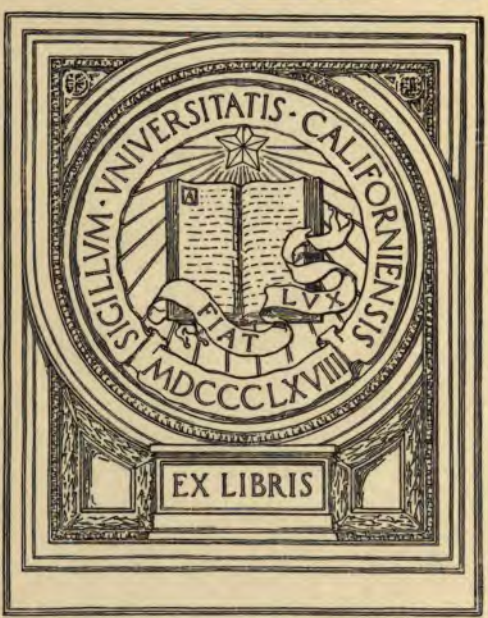
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

YC139524

PT
1931
W35

UC-NRLF
$B 146 408

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Faststudien

von

Joh. Konr. Wagner.

I.

Goethes „Ideal und Leben“

(Faust II, Scene 1.)

Mephistopheles und Ariel.

Breslau.
Verlag von Victor Zimmer.
1887.

BURDACH

Druck der Breal. Genossensch.-Buchdr., E. G., Ursulinerstr. 1.

PT1931
W35

Vorrede und Einleitung.

Goethes Ideal und Leben! Wer hat je von Goethes Ideal und Leben gehört? Nun es gibt kein Gedicht Goethes, das diesen Titel führte. Aber der Titel ist bei einem Gedicht im Grunde genommen ja eben so sehr Nebensache wie bei den Menschen; auf das Wesen kommt es an, und so war denn auch der Titel in der Regel das Letzte an einem Gedichte, das Goethen Kopfzerbrechen machte, und Schiller selbst hat ja den Titel seines Gedichts im Laufe der Zeit wiederholt geändert. Er hatte es anfangs das Reich der Formen und das Reich der Schatten genannt.

Das Verhältnis des Schillerschen Gedichts zu dem Goethes — ich meine die erste Scene des zweiten Teils des Faust, lässt sich dahin präcisieren: Das Schillersche Gedicht ist ein Lehrgedicht, es bewegt sich im Reiche der Theorie; Goethe hat die Theorie in Praxis übertragen; er stellt Ideal und Leben dramatisch dar. Faust rettet sich aus dem „engen, dumpfen Leben“ und seiner Qual in das heitere Reich des Ideals, d. h. der Gestalten und Schatten, und findet hier Heilung von den Schmerzen, die ihm das Leben bereitet hat. Es sei gleich hier gesagt, dass unsere Scene nicht die einzige ist, welcher Motive der Schillerschen Poesie zu Grunde liegen. Wie Schiller so hat auch Goethe einen Spaziergang gedichtet, freilich nicht unter dem gleichen Titel. Die Ueberschrift lautet vielmehr: „Vor dem Thore“. Beide Spaziergänge sind so radikal verschieden von einander, wie es eben die Dichtungsweisen beider

PT1931

Dichter sind; aber beide behandeln dasselbe Thema und Goethe lehnt sich an Schiller an.

Wir bemerkten oben, dass Schiller sein Gedicht Ideal und Leben auch das Reich der Schatten genannt habe. Unter diesem Titel wurde es zu einem neuen Motiv für Goethe. Faust steigt hinab in „das Reich der Schatten" und holt herauf der Menschheit Götterbild Helena, „die einzigste Gestalt, die Gespielin seliger Naturen, nämlich der Dioskuren Kastor und Pollux und auch der Dioskuren Goethe und Schiller. Es gelingt Fausten, Helena erscheint auf der Bühne, aber nun spielt sich auf dieser das Drama „Die Räuber" ab. Von ihrer Schönheit bezaubert, raubt Paris*) „die einzigste Gestalt", aber Faust**) will sich das keineswegs gefallen lassen, auch er will sie rauben, wobei er Schillers Wort nicht beachtet: „Nur am Scheine mag der Blick sich weiden". Es sind keine gewöhnlichen Räuber, dieser Paris und Faust, aber doch Schiller'sche Räuber, nämlich solche, wie sie uns Künstler, V. 130—32 geschildert werden: die Schönheit „warf sich in den Silberstrom, sich ihrem Räuber anzubieten".

Der „Künstler" Schiller war nicht gleich anfangs ein „Mensch mit dem Palmenzweige", nein er hat klein angefangen; dieser homo artifex war zuerst ein Homunkulus, erst durch verschiedene Metamorphosen***) und Wiedergeburten ward er zu dem, was er „an des Jahrhunderts Neige" ist, dieser Künstler Schiller, und so sehen wir ihn allmählich werden „in der Schönheit stillem Schattenlande", wo er „durch immer reinere Formen, reinere Töne, durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne der Dichtung Blumenleiter still hinauf" wandelt. Je weiter er wandert, „je schön're Rätsel treten aus der Nacht, je reicher wird

*) D. h. Parisos, „der Gleichgrosse" — Friedland-Schiller, der Dichter von Wallensteins Lager, das auch „die Räuber" heissen könnte.

**) Der Räuber Karl Moor-Schiller.

***) Die eben der Schiller-Falter durchmachen muss. Vgl. Faust 2, Akt II, V. 164: „Die Raupe schon, die Chrysalide deutet den künft'gen bunten", d. h. schillernden „Schmetterling".

die Welt, je breiter strömt das Meer, mit dem er fliesst", bis er zuletzt, ein neuer Arion auf dem Rücken des Delphins, d. h. des Dauphins*), des Frankenkönigs Goethe Rücken, in die Arme Galateas gleitet. „Sie selbst, die sanfte Cypria, steht dann vor ihrem münd'gen Sohne, entschleiert als Urania". So beruht auch der zweite Akt durchweg auf Motiven aus Schillers Poesie und Leben, besonders den Künstlern und dem Reiche der Schatten.

Das Drama Kabale und Liebe ist schon im ersten Teile des Faust enthalten**). Mit diesen Andeutungen wollen wir es genügen lassen, um jetzt noch darauf hinzuweisen, dass Goethe selbst seinen Faust „Tollheiten und Possen" genannt hat. Man hat meistens diesen Ausdruck missverstanden, derart, als ob der Dichter durch diese Bezeichnung sein Werk geringschätzig behandelte. Dies ist durchaus nicht der Fall, im Gegenteil, die Tollheiten und Possen sind im Faust vorhanden***) und sie sind so toll wie nur die Tollheiten des Aristophanes. Aber sie zu sehen, ist nicht jedermanns Sache. Es gehört dazu nicht blos eine gewisse Gelehrsamkeit, sondern auch ein gründliches Studium, denn Faust ist für ein doppeltes Publikum berechnet, wie dies auch Alkibiades in Platons Gastmahl von den Reden des Sokrates behauptet, für Exoteriker und Esoteriker. Der erstere begnügt sich mit dem Wortlaut, wie er dasteht, und wenigstens der erste Teil des Faust wird auch ihm immer ein hohes Vergnügen gewähren; der Esoteriker sieht überall „schöne Rätsel", wie es in Schillers Künstlern heisst: „Heilige Zeichen" d. h. Hieroglyphen, wie Faust sagt, jene „Bilderschrift"†), die Schiller in der Rezension

*) Dauphin ist entstanden aus Delphinus. Homunkulus ist blosser Geist. Aber der Logos wird Fleisch durch Transfusion. Vgl. Tristram Shandy.

**) Natürlich „revidiert". Margarete gleicht am meisten Schillers Luise Millerin, dem tugendhaften, engelreinen Mädchen aus dem Volke.

***) Grossenteils sind es etymologische Possen. Vgl. Goethe, Ital. Reise, Moritz als Etymolog.

†) In der Ausgabe von Kurz, S. 522 unten.

von Bürgers Gedichten von dem Dichter verlangt. Es giebt also zweierlei Leser des Faust, und Goethe selbst charakterisiert sie folgendermassen:

„Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister.
Der mag denn wohl verdriesslich sein
Und lebenslang verdriesslich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüsst die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen."

Dies ist Goethes Vorrede zum Faust. Die Erklärung unserer Scene hat nach dem Gesagten von Schillers Ideal und Leben auszugehen, denn dieses Gedicht bildet das Grundmotiv derselben, aber andere Motive spielen hinein und sind von hoher Wichtigkeit. Hierher gehören vor allen Schillers Berglied und Alpenjäger. Daher mussten auch diese Gedichte in den Kreis der Betrachtung hereingezogen werden. Der Weg wird dadurch weiter, aber hoffentlich auch lohnender.

Joh. Konr. Wagner.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,

sagt Schiller in Ideal und Leben, nur „an dem Scheine.“ Faust hatte Schillers Wort nicht beherzigt. Schwer hat er es büssen müssen. Aber

„Wenn der Menschheit Leiden auch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreisse euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch.“

Wir haben am Schluss des ersten Teils gesehen, wie in Faust die letzten vier Verse zur Wahrheit wurden. Der „Menschheit Leiden hatten ihn umfangen“ und er hatte „der Natur furchtbare Stimme siegen“ lassen. Er hatte „seine Klage an des Himmels Wölbung schlagen“ lassen, „und der heiligen Sympathie erlag das Unsterbliche in uns.“ Seine „Klage zerriss unser fühlend Herz.“ Aber Schiller sagt auch in demselben Gedicht:

„Werft die Angst des Irdischen von Euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich!“

Das Erdenleben kann uns namenlos unglücklich machen. Aber (Str. 13)

„In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht mehr durchschneiden,
Keine Thräne fliesst hier mehr den Leiden:
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heit'res Blau."
„Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Jugendlich, von allen Erdenqualen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herniederstieg."

Faust hatte die Warnung, welche Schiller No. 2 V. 3,4 giebt, nicht beachtet, aber er hat jetzt im Unglück die Mahnung Str. 3 V. 9,10, beherzigt: „Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich." Wir finden ihn wieder „in den heitern Regionen, wo die reinen Formen*) wohnen", in der grossartig schönen Alpenwelt. Dort ruht er auf „des Lichtes Fluren", denn „des Lichtes Fluren" können die Hochalpen genannt werden.

„Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir,"

sagt der Knabe in Uhland's Gedicht, des Knaben Berglied. Hier „oben in des Lichtes Fluren wandelt um ihn die Ge-

*) Schiller wechselt beliebig mit den Ausdrücken „Form, Schatten Gestalt" ab.

spielin seliger Naturen, göttlich unter Göttern die Gestalt," nämlich die Gestalt Ariels und die anmutigen kleinen Gestalten seiner Elfen.

„Ewig klar und spiegelrein und eben
Fliesst das zephyrleichte Leben"

diesen „Seligen dahin".

Tiefer, beseligender Friede herrscht in diesem Idyll*) voll Grossartigkeit und Schönheit; es umschwebt uns der Geist jenes Friedens, wie ihn Schiller in der Braut von Messina schildert. „Schön ist der Friede, ein lieblicher Knabe, liegt er gelagert am ruhigen Bach" u. s. w. Nichts ist da, was diesen Frieden stören könnte, kein Missklang wird laut, der Teufel, der Faust so grausame Schmerzen bereitet hat, ist nicht da, wir wissen nicht, wo er geblieben ist. Aber wie könnte der Teufel, wie könnte Kaliban da sein, wo Ariel weilt! „Verschwunden ist der Feind" Str. 7 V. 10. Wir wissen schon aus Shakespeare's Sturm, dass gegen den „süssen Ariel" das „Ungeheuer" Kaliban nicht aufkommen kann. Faust hat eine Freistatt gefunden, jene Freistatt, von der Schiller sagt:

Keine Schmerzerinnerung entweihe
Diese Freistatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligtum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave
Seiner Fesseln glücklich unbewusst;
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust."

Faust hat gethan, was Schiller in einer anderen ausgefallenen Strophe verlangt.

„Und von jenen fürchterlichen Schaaren**)
Euch auf ewig zu bewahren,

*) Es ist ein Idyll in Schillers Sinne. Vgl. über naive und sentimentalische Poesie.

**) Der Erinyen.

Brechet mutig alle Brücken ab,
Zittert nicht die Heimat zu verlieren,
Alle Pfade die zum Leben*) führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seid.
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit."

Diese Freistatt hat er in den Alpen gefunden, und wo sollte er sie anders finden?

„Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte. Die Natur ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Hier oder nirgends wird Faust genesen. Vgl. Schillers Spaziergang V. 171: O so öffnet euch Mauern und gebt den Gefangenen ledig, zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück" und V. 185 „Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum. Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare, nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück." Vor der Hand freilich ist der arme, bis zum Tode abgehetzte Faust noch elend. Aber „auf blumigen Rasen gebettet", wird er Schlaf finden. „Im seligen Vergessen wird ihm die Vergangenheit schwinden, und es wiederholt sich, was der Fischerknabe im Tell singt: „Da hört er ein Klingen wie Flöten so süss, wie Stimmen der Engel im Paradies." So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn Faust an Körper und Geist neu gestärkt erwacht, bereit und fähig, von neuem sich in die Fluten des Lebens zu stürzen, es ist uns begreiflich, wenn wir bald sehen, dass er dies wirklich gethan hat, denn „Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken, den Erschöpften zu erquicken, wehet hier des Sieges Kranz. Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten, reisst das Leben euch in seine Fluten, Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz."

*) d. h. zum Sinnenglück.

Es wurde oben angedeutet, Faust befinde sich im Reiche des Ideals. Man wird einwenden, dass die Wirklichkeit, so schön sie ist, doch nie ganz dem Ideal entspricht.

Dieser Einwand ist nichtig; sagt doch Schiller selbst: „Auf den Bergen ist Freiheit — die Natur ist vollkommen überall.“ Wenn sie aber vollkommen ist, so ist sie ein Reich des Ideals. Auch entspricht im Übrigen die Scenerie bei Goethe der Darstellung Schillers.

Wenn wir von Gott sprechen, so anthropomorphisieren wir ihn, und wenn Schiller das übersinnliche Reich des Ideals schildert, so spricht er an vielen Stellen wie von einer „anmutigen Gegend“ dieser Erde. Das Reich des Ideals ist nach ihm auf dem Olymp, einem hohen Berge. Er bezeichnet es als des „Lichtes Fluren“ und als die heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen.“ Es ist „der Schönheit“ Hügel. Er nennt es „der Schönheit stille Schattenlande,“ durch die „sanft und eben ein Fluss rinnt, der vorher, von Klippen eingeschlossen, wild und schäumend sich ergossen.“ Aber nachher weit unterhalb des Wasserfalls „Malt auf seiner Wellen Silberrande Aurora sich und Hesperus.“ Von einem Abgrunde“ und von der Iris Farbenfeuer“ wird gesprochen. „Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?“ fragt der Dichter und bejaht die Frage, und Faust hat diesen Weg gefunden. Schillers Reich des Ideals ist eine „anmutige Gegend“, wie es in der Ueberschrift unserer Scene heisst.

Goethes Poesie ist nichts willkürlich Gemachtes, sondern wirklich Erlebtes und Empfundenes. Er nennt sie seine Beichte, seine Bekenntnisse. Sie ist Wahrheit und Dichtung. Und welche Wahrheit, welche Erlebnisse Goethes sind nun hinter „der Dichtung Schleier“ verborgen?

Goethe wird gewöhnlich und mit Recht zu den glücklichsten Sterblichen gerechnet; er war ein Faustus, d. h. ein Glücklicher.*) Aber des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Teil. Faust erscheint am Anfange

*) Schiller hasste ihn eine Zeit lang grimmig, er war ein Nicht-Faust-Freund, d h. Mephaustophiles.

des gleichnamigen Goethe'schen Dramas seines Namens sehr wenig wert, er ist unglücklich, aber durch den Besitz eines Mädchens, welches das Muster aller Frauen, die Zier des ganzen Geschlechts, also eine Perle desselben, eine Margarita ist, wird er zum Glücklichen.

„Was ist die Himmelsfreud in ihren Armen,"

ruft er aus. Und dies Glück verdankt er dem Mephistopheles. Wer ist Mephistopheles? Nicht selten wird er auch Teufel genannt, aber wenn er so schlechthin mit diesem identisch ist, warum führte ihn der Dichter nicht gradezu als Teufel ein, und was haben wir gewonnen, wenn er Teufel genannt wird?

„Name ist Rauch und Schall."

Wie wir noch gar nichts erreicht haben, wenn wir das höchste Wesen Gott nennen, so wird unsere Erkenntnis vom Wesen Mephistos noch gar wenig durch den Namen Teufel gefördert. Es giebt viele Teufel*), wahrscheinlich ist er der Inbegriff all dieser Teufel, denn in der Bibel lesen wir, dass eine einzige Person oft viele Teufel beherbergte. Darum ruft Faust (Faust II, 1) aus:

„Bei dir gerät man stets ins Ungewisse,"

was doch nur bedeuten kann: Bei dir weiss man nie, mit welchem Teufel man zu thun hat.

Wenn uns nun der Name Teufel nichts hilft, um das Wesen des Trägers zu erkennen, so werden wir auf sein Thun achten müssen, denn „an den Thaten werdet ihr sie erkennen." Was thut der Teufel in der Margaretentragödie? Die Antwort hierauf ist leicht. Er erregt in Faust Liebeswahnsinn und führt ihm, um denselben zu befriedigen, das schönste und tugendhafteste Mädchen zu, die Faust verführt. Schiller hatte in seiner Jugend den Teufel Amor besungen, und dieser Teufel Amor ist es auch, der Fausten regiert und ins Unglück stürzt. Er ist das personificirte biblische θέλημα σαρκός.**) Faust hätte „der Sünde ihren

*) Z. B. den Teufel des Hochmuts, der Fleischeslust, den Geldteufel Mammon u. s. w. Maria Magd. war von sieben Teufeln besessen.

**) Schillers „sinnlicher Trieb", Platons Eros pandemos.

Willen nicht lassen sollen," aber er hat ihr nicht gewehrt, und er wird namenlos unglücklich, so dass er schliesslich ausruft: „O wär' ich nie geboren."

Das Schicksal Faust's in Freud und Leid ist das Spiegelbild von Goethes Schicksal. Schon vor seiner Abreise nach Italien hatte Christiane Vulpius einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ob schon damals sich ein förmliches Verhältnis angesponnen hat, davon haben wir keine Kunde, denn jedenfalls hielt er ein solches, wenn es wirklich bestand, so geheim wie möglich, und nur nachts schlich er, wie Egmont, zu seinem geliebten Mädchen. Wahrscheinlich aber ist es allerdings, dass schon damals ein Verhältnis zwischen ihm und Christianen wie zwischen Egmont und Klärchen existirte, so dass die poetische Schilderung des letzteren Verhältnisses nur das Spiegelbild seines eigenen zu Christianen wäre. Zu dieser Annahme berechtigt uns durchaus das bekannte Verhältnis von Goethes Poesie zu seinem Leben. Seine Dichtungen nennt er eine „Beichte, Bekenntnisse."

Das Liebesverhältnis zu Christianen, wie es Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien einging, war ein sehr bedenkliches, es glich ganz dem Egmonts zu Klärchen. Aber wenn wir auch das Recht hätten, anzunehmen, dass Christiane ein so herrliches Mädchen gewesen wäre wie Klärchen — und wer wollte glauben, dass Goethe sich an ein ganz gewöhnliches „Dienstmädchen"*) weggeworfen hätte? — wenn also auch Christiane wirklich eine Perle (Margarita) ihres Geschlechts gewesen wäre, schon der grosse Standesunterschied musste für das Liebesglück verhängnisvoll werden. Wir können es sehr leicht möglich finden, dass Egmont ein Mädchen wie Klärchen innig liebt; aber kann er sie auch heiraten? Wenn er es, dem Vorurteil der Welt trotzend, dennoch thut, was werden seine Standesgenossen, der Adel und die „Gebildeten" zu dem Mädchen aus dem Volke sagen, die sich selbst als „Näterin und Köchin" bezeichnet? Und thut er es nicht, so ist das Verhältnis ein

*) Sie war nie ein wirkliches Dienstmädchen, nur der giftige Tendenzklatsch hat sie dazu gemacht.

sittlich unmögliches. Die Liebe Egmonts zu Klärchen ist eine schöne, aber grosse Thorheit, und eine solche war auch die Liebe Goethes zu Christianen. Schiller nennt sie in einem Briefe an Körner einen Geniestreich — und wer wollte ihm Unrecht geben? Dass dieser Streich ihn zu der Welt in eine schiefe Stellung versetzen würde, sah Goethe mit Bestimmtheit voraus.

Diesen Gedanken spricht das Gedicht aus: „Cupido, loser eigensinniger Knabe“ (Ital. Reise ed. Kurz, S. 417). Konnte er auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein, was die Hofleute, was vor allen Frau v. Stein dazu sagen würde, dass er, der Minister, der gefeierte berühmte Dichter, ein Verhältnis unterhielt zu einem Mädcheu von niederem Stande, deren Vater ein berüchtigter Trunkenbold gewesen war, und die den kärglichen Unterhalt für sich und die Ihrigen in Bertuchs Blumenfabrik verdiente. Was sollte Goethe thun, um sich einer unseligen Liebesleidenschaft zu ent-

---

Anmerkung. Wenn wir Goethes Verbindung mit Christianen eine Thorheit nennen, so soll damit durchaus nicht gesagt sein, dass sie tadelnswert gewesen sei, im Gegenteil, vielleicht giebt es kein Zeugnis, welches Goethes einzige Vorurteilslosigkeit und sittliche Grösse mehr bekundet als grade diese Verbindung. Wenn Männer wie Egmont und Faust ein Mädchen, welches wirklich eine Perle ist, trotz ihrer Verhüllung in Armut und Niedrigkeit, als eine Perle erkennen und danach schätzen, so spenden wir ihnen unsern ungeteilten Beifall, und wenn Goethe Christiane für eine solche Margarita hielt — auch wenn er sich getäuscht haben sollte — so können wir ihn nur bewundern, denn die Fähigkeit und der Wille, Menschenwert an sich ohne Ansehen der Person zu beurteilen, sind äusserst seltene Gaben. Ob Christiane wirklich eine solche Perle war oder nicht, ist schwer zu entscheiden. Die Nachrichten über sie lauten zum grossen Teil zu ihren Ungunsten, aber man sollte doch niemals vergessen, dass dieselben aus vergifteten, sehr schmutzigen Quellen geflossen sind. Oder sollen wir etwa den Gymnasialdirektor Böttcher, den Goethe einen „Lump“, Schiller einen „Sykophanten und Allerweltschwätzer“ nennen, für einen Aristides halten, dessen biederes Aussehen er vielleicht hatte; sollen wir diesem Ehrenmanne bona fides schenken!? Das hätte noch gerade gefehlt.

Die Klugheit gedeiht bekanntlich auch recht gut im Sumpfe sittlicher Verwilderung, ja vielleicht hier am besten.

ziehen, die ihn vor der Welt compromittierte? Blieb er in Weimar, so lag alle Wahrscheinlichkeit vor, dass dieselbe wachsen würde. Floh er hinweg, so konnte er hoffen, dass die Zeit und die Masse neuer und interessanter Eindrücke in dem gelobten Lande der Kunst, nach dem er sich schon so lange gesehnt hatte, die Glut der Leidenschaft dämpfen, ja wohl auslöschen würde. Goethe entschloss sich zur Flucht, aber der Teufel Amor folgte ihm und „fachte in seiner Brust ein wildes Feuer nach jenem schönen Bild geschäftig an." Goethe sah in Italien im Zauberspiegel der Kunst Christianen wieder. Guido Renis Aurora (Vgl. Faust II, Akt 4) und die Tizianische Venus in Florenz erinnerten ihn an die Geliebte*) in Weimar. Wenige Tage nach seiner Rückkehr hatte Teufel Amor sein Spiel gewonnen. Von Jugendfrische und Anmut strahlend, stand das goldgelockte Mädchen vor ihm, als er im Stern spazieren ging. Es siegte der strahlende Liebesblick der schönen „Sternblume", die bekanntlich auch Margaretenblume heisst, und Goethe zerpflückte diese Blume. Am Weihnachtsfeiertage 1789 ward ihm sein Sohn August geboren, in seinem Hause. „Er hatte sie als Bräutigam**) heimgeführt", d. h. in sein Haus genommen, ohne sie geheiratet zu haben.

Das Verhältnis zu dem hübschen Naturkinde voller Unschuld und Naivität, von schalkhafter Munterkeit und Lebenslust, das zwar keine gelehrte Bildung,***) wohl aber häusliche Tugenden in reichem Masse besass und durch die grösste Bescheidenheit ausgezeichnet war, beglückte Goethen, ja, seine Geliebte wurde ihm zur Muse. Sie begeisterte ihn zu den römischen Elegien, in denen er sie als Faustina, d. h. doch wohl als Fausts Geliebte bezeichnet†).

---

*) Die schöne Mailänderin, in die sich Goethe in Italien verliebte, war gleichfalls ein Mädchen von niederem Stande.

**) Vgl. Hexenküche.

***) Dass sie „nicht von rohem Gemüte" war, genügte Goethen. Vgl. Herm. und Dorothea.

†) In Oberons und Titanias goldner Hochzeit bedeutet Titania die Frau des Titanen.

Doch bekam ihm dies „Liebesabenteuer“ schlecht. „Es wächst das Glück,“ sagt die lustige Person im Vorspiel, „dann wird es angefochten; man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran.“ Dieser Schmerz war grösser, als Goethe hatte ahnen könen. Die vornehme und gebildete Welt that ihr Möglichstes, um durch giftigen Klatsch aus Goethe und seiner Geliebten, mit der er in „Gewissensehe“ lebte, wahre Fratzen und Karrikaturen zu machen. Der Teufel Diabolus, der Verleumder, trieb sein Spiel. Denn so geheim Goethe das Verhältnis gehalten hatte, Weimar, das Dorf*), „war ein gar zu böser Ort. Es war, als hätte niemand nichts zu schaffen, als auf des Nachbars Schritt und Tritt zu gaffen, und man kommt ins Gered', wie man sich immer stellt.“ Der liebe Mitmensch thut eben nichts lieber, als uns den Splitter aus dem Auge zu ziehen, ohne den Balken im eigenen Auge zu beachten. Niemand vollzog diese Operation gründlicher und mit mehr Eifer als die ehemalige Geliebte Goethes, Frau von Stein. Goethe ärgerte sich gewiss grimmig. Es war, „um's Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinaufzulaufen! Mit Stichelreden, Nasenrümpfen soll jeder Schurke mich beschimpfen. Soll wie ein böser Schuldner sitzen, bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!“ Das ist der Ausdruck dessen, was Goethe damals fühlte. Was sollte er thun? Er „baute zunächst die Mauer um sein Wesen um einige Schuhe höher.“ Den Stichelreden setzte er eisige Kälte und möglichste Unbefangenheit entgegen. Aber dabei blieb er nicht stehen. Die Natur „gab ihm im Schmerz Melodie und Rede, die tiefste Fülle seiner Not zu klagen. Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott, zu sagen, wie er leide.“ Nie hatte Glück und Schmerz sein Herz tiefer bewegt, nie hat er ergreifender und wahrer gedichtet, als in den Jahren 1788—90. Hatte die Frau von Stein und ihr Anhang Christianen ein Dienstmädchen, eine Maitresse, eine kleine Person**), eine Magd, ein Kreatür-

*) Daher erliegt Valentin — Trotzendorf.

**) Christiane war von kleiner Statur.

chen und höhnisch eine Demoiselle*) genannt, so hatte Goethe schon im Faustfragment, das 1790 erschien, Christianen als Margarete, d. h. als Perle, als Zier des ganzen Geschlechts gefeiert. Diese Margarete ist eine Magd, ein Dienstmädchen — im Dienste ihrer Mutter. Sie besorgt alles, was sonst ein Dienstmädchen besorgt, und zwar ist sie ein Musterdienstmädchen, so dass sogar der Teufel bekennt, „Nicht jedes Mädchen hält so rein"; sie geht sogar zum Brunnen und holt Wasser wie Dorothea. Nicht eine kleine Person, sondern „ein kleiner Engel" ist sie; das Kreatürchen ist zur „glückseligen Kreatur" geworden. „Wir haben keine Magd" sagt Margarete, darum ist sie selbst Magd. Aber dieses Dienstmädchen**), diese Magd ist ausgezeichnet durch die höchste Seelenschönheit, derart, dass die höchste Bildung der sogenannten „gebildeten" Leute dagegen als ein Nichts verschwindet. Das Schandwort Maitresse ist abgefertigt in der später hinzugekommenen Valentinscene. Hier wird sie von Valentin Metze und Hure genannt, aber was ist Valentin? ein roher Lanzknecht! In der ebenfalls später hinzugekommenen Scene „vor dem Thore" laufen zwei Schüler zweien Dienstmädchen nach. Es sind die beiden Schüler Schiller und Goethe***); sie sind Schüler, denn sie lernen immer noch etwas und zwar der eine vom andern, wie ja auch Solon zeitlebens nach seinem eignen Bekenntnis ein Schüler blieb.

Das Faustfragment ist eine Perle poetischer Schönheit und eine beredte Richtigstellung der schmutzigen Verleumdungen, mit denen der gebildete Pöbel sein Verhältnis zu Christianen beschandfleckt hatte, aber die Dichtung wurde kühl aufgenommen. Hauptsächlich der Umstand, dass sie

*) Schillers Geliebte war eine Demoiselle, ein Fräulein.

**) Vgl. Herm. und Dorothea: „Dienen lerne das Weib." Das Dienen ist ihre Bestimmung. Die, welche am besten dient, also das beste Dienstmädchen ist, ist die beste Frau.

***) Was der erste Schüler, Goethe, über seinen Geschmack an einer Magd im Putz sagt, ist Ironie, wie seine wohlgefällige Äusserung über „einen beizenden Tobak."

Fragment war, mag ihrer richtigen Würdigung in weiteren Kreisen im Wege gestanden haben. Eine Aenderung in der Stimmung gegen Goethe trat in Weimar in Folge dieser Dichtung nicht ein, obwohl ihre Tendenz, soweit sie eine solche hat, den beteiligten Personen, die mitten in den Verhältnissen lebten, aus denen sie hervorgewachsen ist, schwerlich entgangen ist. Wenigstens kann von Schiller behauptet werden, dass er das Faustfragment auch nach dieser Seite hin verstand, was er durch die Jungfrau von Orleans bewies. Goethes Lage war und blieb eine unerfreuliche. Er fühlte sich in Weimar nicht mehr recht wohl und er erwog, ob es nicht besser wäre, seinen Wohnsitz zu ändern, und er war nahe daran, dies zu thun. Hätte er sich in Weimar wohl gefühlt, schwerlich wäre er damals nach Schlesien, nach Italien gereist, schwerlich hätte er an der Campagne nach Frankreich teilgenommen, aber unter den gegebenen Verhältnissen entfernte er sich gern von dem Orte seiner Qual.

In Weimar hatte Goethe damals beständig einen Kampf zu führen, um seine moralische Existenz gegen hämische Widersacher aufrecht zu erhalten. Es ist begreiflich, dass dieser ewige Kampf, der am Marke seines Lebens zehrte, ihn ermüden und aufreiben musste, und so kann es uns denn auch nicht wundern, dass sogar sein dichterischer Genius in dieser Zeit der Anfechtung erlahmte. Seine poetischen Werke aus der Zeit von 1790—94 sind von verhältnismässig geringer Bedeutung. Hatte ihn nach seiner Rückkehr bis 1790 sein Liebesglück und seine Freude am poetischen Schaffen erheitert, so empfand er die Zeit von 1790—94 als eine schwüle. „Keine Luft von keiner Seite, Todesstille fürchterlich", heisst es in Meeresstille, einem Gedicht, das in Schillers Horen erschien. Aber „Aeolus löste das ängstliche Band", es ist Äolus-Schiller gemeint, denn Äolus heisst eben deutsch Schiller. Schillers Äolsharfe*) heilte die schweren Seelenleiden des vom Teufel Diabolus übel geplagten Goethe, und dieser fand seine alte Kraft

*) Vgl. Schillers „Würde der Frauen."

und seinen alten Frohmut wieder. Mit einem Bundesgenossen wie Schiller fühlte er die Kraft in sich, einer ganzen Welt zu trotzen. Ein neuer Frühling begann für ihn durch diesen Bund im Leben, Dichten, Forschen*). Goethe erfreute sich einer zweiten Jugend und zwar nach Schillers Zeugnis einer Götterjugend. Die Erinnerung an die letzten peinvollen Jahre mochte ihm jetzt dünken, wie ein schwerer Traum, den er jetzt abgeschüttelt hatte.

Herbeigeführt worden war dies erfreuliche Ereignis durch Schillers Einladung, sich an der neu zu gründenden Zeitschrift, die Horen, zu beteiligen, welche am 13. Juni an Goethe erging. In Folge derselben bildete sich zwischen Goethe und Schiller die innigste Freundschaft**), beruhend auf „grenzenlosem Vertrauen“***), und dies bewährten sie sofort im Xenienkampfe.

Veranlasst wurde derselbe durch die laue Aufnahme von Seiten des Publikums und durch die abfällige Beurteilung, welche die Zeitschrift von Seiten einiger Kritiker erfuhr, die freilich zu allem eher berechtigt gewesen wären, als zu Zionswächtern des guten Geschmacks. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn die beiden grossen Dichterheroen diese ihre Widersacher, die nicht wert waren, ihnen auch nur die Schuhriemen zu lösen, vornehm ignorirt hätten. Trotz allen Gekläffs Nikolais, Mansos und andrer Kleinmeister wäre ihnen doch vom deutschen Volke der verdiente Lorbeer mit freudiger Bewunderung gespendet worden. Schiller und Goethe hätten sich viel Aerger erspart, denn besonders der erstere ärgerte sich grimmig über die pöbelhaften Angriffe, welche er von so unflätigen Gesellen wie Reichardt, Manso, Fulda, Claudius erfuhr. Das deutsche Volk erfreute sich jetzt wahrscheinlich einiger klassischen Werke mehr, denn so sehr wir auch den Witz bewundern,

*) Vgl. Goethe, erste Bekanntschaft mit Schiller.

**) Vorher hatte einer im andern einen Teufel gesehen, wenigstens Schiller in Goethe.

***) D. h. Goethe erklärte ihm seinen Faust! So konnte er ihm am besten beweisen, dass er ein sehr harmloser Teufel sei.

der in diesem poetischen Feuerwerk der Xenien sprüht, so sehr wir uns an der Schönheit einzelner Leuchtkugeln erfreuen, den Perlen jener grossen Kunstschöpfungen, mit denen einige Zeit später die Dioskuren von Weimar die Welt in Staunen setzten, kommen die Xenien nicht von fern gleich. Die beiden grossen Dichter hatten einfach ihre Perle Margarete, d. h. ihre wahre Muse verlassen und versäumt und waren auf den Blocksberg gegangen. Und so stellt auch Goethe die Sache in der Blocksbergscene dar.*) Besonders war es für Faustus-Schiller schmerzlich, dass er in Folge dieser albernen Zerstreuungen seine Margarete vernachlässigt hatte. In der That glich dieser Xenienfeldzug einem Gange auf den Blocksberg. Die Xenien waren ein „Flammenübermass", wobei natürlich nur an poetische Flammen zu denken ist. Kaum waren sie erschienen, so wurde ganz Deutschland der Schauplatz jenes tollen Hexensabbats, wie er sich der Sage nach nur in der verrufenen Nacht auf dem Blocksberg abspielte, und wie er sein Spiegelbild hat in dem tollen Wirrwar, das nach dem Auftreten Luthers in Deutschland herrschte. „Ein Feuermeer umschlang" Goethen und Schillern, und „welch ein Feuer"! „Gieb acht! Die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren" ruft Mephisto in Auerbachs Keller, er hätte noch viel mehr Recht zu diesem Ausruf gehabt bei dem Anblick des pöbelhaften Gebahrens, welches die Widersacher, vor allen Reichhardt, Manso, Fulda, Matthias Claudius bewiesen. Die Kalibans, die etwas verwundet waren, liessen ihre Masken fallen und zeigten sich als das, was sie waren. Schiller und Goethe schauten die Wahrheit, wie der Jüngling im verschleierten Bilde zu Sais, aber die Wahrheit ist nicht für Sterbliche. „Nur der Irrtum ist das Leben!" Mit Recht ist von jeher die Wahrheit der Sonne verglichen worden, deren Flammenblick das menschliche Auge nicht ertragen kann. Was hätte Schiller gegeben, wenn er die Wahrheit inbezug auf das Wesen Reichardts, Mansos, Fuldas nicht kennen gelernt hätte, wenn er diese Leute auch weiter-

*) Doch gilt die Satire auch andern verkehrten Richtungen der Zeit.

hin für anständige Menschen hätte halten können. Nun hatte er sie als zweibeinige Tiere erkannt.*)

Nach dem Xenienkampfe wandten sich die beiden grossen Dichter wieder der Poesie zu, sie flüchteten also aus dem Leben in das Reich des Ideals, denn „der Dichtung Schleier" gewährt Kühlung. Vgl. Goethes Zueignung, Str. 12, 13.

„Nur grosse und würdige Gegenstände" behandelten sie. Goethe dichtete Hermann und Dorothea. Er behandelte noch einmal „das Dienstmädchen" und schuf das herrlichste deutsche Epos. Eine viel grossartigere poetische Thätigkeit entfaltete indes Schiller. Fast jedes Jahr sah ein neues Wunder seiner Poesie an den Tag treten, und Deutschland begrüsste jede neue Erscheinung mit Bewunderung und freudigem Beifall. Schiller feierte Triumph über Triumph und verdunkelte Goethen. Aber dieser war fern von jedem kleinen Neide; sein grosses edles Herz freute sich am meisten der herrlichen Schöpfungen und des Beifalls, den sie fanden. Er „schaute mit wachsendem Entzücken," wie „der Regenstrom aus Felsenrissen," die Schiller'sche Poesie, in das deutsche Land herniederströmte, und ergötzte sich an dem schönen „Farbenfeuer" seiner Dichtung. „Am farbigen Abglanz dieser „Iris," wie sie „das menschliche Bestreben abspiegelt, hatte er das Leben."

Nach Goethes eigener Bemerkung**) ist auf die Darstellung in unserer Scene die Reise von Einfluss gewesen, die der Dichter 1797 in die Schweiz unternahm. Er studierte hier genau den Rheinfall mit seiner Iris und prüfte angesichts des Wasserfalls die Schilderung Schillers im Taucher. Auf eigner Anschauung, die er bei dieser Gelegenheit erneuerte, beruht auch die farbenfrische Schilderung der Alpenwelt unsrer Scene. Doch ist gewiss auch die herrliche Darstellung Schillers im Tell mit von Einfluss gewesen auf Goethes Dichtung. Wenigstens ist es mit die Absicht des Dichters, uns in die poetische Hochalpenwelt Schillers

*) Die Zweibeinigkeit ist für den Schalk Goethe das wichtigste Merkmal des Menschen, wie es schon bei Platen eine Rolle spielt.

**) Gegen Eckermann.

zu versetzen, so dass wir uns auch nach dieser Seite im Reiche des Ideals befinden. Dies ist nach meiner Ansicht die Wahrheit, welche unsrer Dichtung zu Grunde liegt.

Prospero-Goethe und Ariel-Schiller.

Im Jahre 1794 glich Goethes Lage derjenigen Prosperos in Shakespeares Sturm. Der Herzog von Mailand, hinter dessen Maske wahrscheinlich Shakespeare selbst verborgen ist, heisst Prospero, der Glückliche; er könnte ebenso gut Faust heissen, denn dieses Wort wie jenes heisst glücklich. Dieser Name kommt ihm zu, denn obgleich er viel Ungemach erduldet hat, so ist er doch glücklich durch den Besitz seines einzigen Kleinods Miranda, eines Mädchens, das dem Namen entsprechend wunderbare Seelenschönheit mit der grössten Schönheit des Lebens vereint und darum Margarete = Perle heissen könnte. Zwar ist er noch auf der einsamen Insel, aber er wird schliesslich befreit und seine Tochter wird glücklich. Gewiss hatte es Prospero-Shakespeare so gut wie Goethe und Schiller erfahren, dass die Welt es „liebt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen." Der Repräsentant dieses schmutzigen, nichtswürdigen Erden-Treibens*) ist das Ungeheuer Kaliban, eine Art Teufel. Aus dem „Duste" dieses armseligen Erdenlebens erhebt Shakespeare die Poesie, er wird auch dadurch zum Prospero. Der Repräsentant derselben ist „der süsse Ariel."**) Prospero-Shakespeare ist als Dichter ein Magus, ein Goëte. „Er übt „der Dichtung heilige Magie." Mit Hilfe Ariels hält er den tückischen, nichtswürdigen Kaliban im Schach.***)

Ebenso ist Goethe ein Glücklicher, ein Faustus oder Prospero. Als solchen feiert ihn Schiller im Gedicht „das Glück" und sonst. Goethe-Faustus liebt innig ein Mädchen, das für ihn eine Margarete ist, aber das Vieh Kaliban plagt

*) Also des Lebens im Gegensatz zum Ideal.

**) Also das Ideal „die Gestalt Schillers."

***) Er hatte, wie Goethe, eine „Magd" geheiratet.

ihn übel. Doch ist auch er ein Goëte, ein Magus, seine Magie hat ihm Ariel-Schiller gewonnen, den Beherrscher des luftigen Reiches der Ideale, „Ariel bewegt den Sang mit himmlisch reinen Tönen", heisst es in Oberons und Titanias goldner Hochzeit; mit seinen himmlisch reinen Tönen hat Ariel-Schiller Goethen aus seiner peinvollen Lage befreit, und zwar ist Schiller selbst, der Goethen wütend hasste, aus einem grimmigen Feinde und Widersacher Kaliban zu einem Schutzgeiste Ariel geworden. Durch ihn ist Goethe wieder zum Faustus geworden. „Verschwunden ist der Feind." Der vom Teufel übel geplagte und schwer kranke Faustus wurde gesund.

Die Heilung Faust's wird durch Schlaf bewirkt. Ganz übereinstimmend hiermit erzählt Goethe Eckermann, dass er oft Abends mit Thränen schlafen gegangen und morgens wieder frisch und munter aufgestanden sei. Die Heilkraft des Schlafes wird erhöht dadurch, dass Faust in der frischen, gesunden Natur ausruht.

Aber es ist nicht blos ein gesunder Schlaf in der schönen Natur, den Goethe öfter gethan hatte, der Faust wieder herstellt. Es ist Goëtie, d. h. Magie, welche die Heilung bewirkt. Schiller ist Dichter und Arzt. Er übt die Thätigkeit beider durch „der Dichtung heilige Magie." Schiller ist ein Goëte, er heilt nach altgriechischer Weise seinen Patienten durch Inkantation (ἐπάδειν) und Inkubation (ἐγκοίμησις) mit Hilfe eines Chors, wie er in der Braut von Messina zur Anwendung kommt und wie er auf der Bühne Athens ständig war. Dieser Chor singt und tanzt den Tanz der Melpomene, den die alten Hellenen Emmeleia nannten. Er selbst ist der Chorodidaskalos*) des Chors.

Wer wollte sich darüber wundern, dass der „Dichterheiland" (ἰατρόμαντις Aeschyl. Eum. 63) Schiller die Heilung nach altgriechischer Weise durch Gesang, Musik und Tanz vornimmt, so dass sie zu einer Katharsis wird. Ist er doch

*) Der den Chor einübt und auf der Bühne leitete. Im Altertum besorgten die Dichter dies Geschäft selbst wie hier Ariel-Schiller.

der Schüler der alten Griechen und vor allen der des grossen Tragikers Aeschylus, dem er durch seine Grandiosität so kongenial ist. Nach Schiller war der Agamemnon dieses Dichters das herrlichste Werk, das je aus dem Kopfe eines Dichters hervorgegangen war. Die Uebersetzung desselben sollte ihm „ein Leckerbissen" sein. Aber schwerlich war ihm zum Bewusstsein gekommen, dass er selbst grosse Aehnlichkeit mit einer Person dieses Stückes hat; wohl aber hatte es Goethe bemerkt, dass er in vielen Stücken dem Phylax gleicht. Wie dieser durchwacht er die Nächte, wie dieser liegt er dabei auf dem Bauch und stützt sich auf den Ellenbogen (ἄγκαθεν — κοιμώμενος — κυνὸς δίκην). Wenn Schiller so liegend wie — eine Sphinx eine Tragödie dichtet, so treten Furcht und Mitleid, die tragischen Affekte, an ihn heran. Aber von denselben Affekten wird auch der Phylax Agamemnons bewegt. Die Poesie Schillers ist das Produkt der ἐγκοίμησις, der Inkubation, wie er selbst nach dem Gesagten ein „Inkubus" ist. Das heisst, er lehnt sich (incubat) auf seine Ellenbogen*) und so heilt er auch durch Inkubation.

Die Heilmethode der griechischen Aerzte, zu denen der Arzt Schiller gehört, war eine andere als die der heutigen Aerzte. Die Griechen brachten ihre Kranken in ein Asklepieion und hier wurden sie niedergelegt, d. h. die Patienten hatten im Heiligtum des Gottes eine Inkubation (ἐγκοίμησις), und hatten während derselben Heilträume.

Nach Goethes Meinung war nichts gesünder als der Aufenthalt in der frischen gesunden Natur. Das beste Asklepieion ist daher die Alpenwelt. Hier heilt Ariel-Schiller seinen Patienten durch Inkantation, hier in der Alpenwelt seines Wilhelm Tell, und er selbst erscheint als „der Berggeist" des Bergliedes.

*) Dies Motiv spielt im Faust eine grosse Rolle. Bekanntlich lehnt sich auch Walter von der Vogelweide auf den Ellenbogen, wenn er in Sinnen vertieft ist. Vgl. auch Schillers Grafen von Habsburg und Odysseus bei den Phäaken.

Die Kur Ariels, des Goëten, gelingt natürlich über die Massen. Nicht nur körperlich gesund erwacht Faust aus dem Schlafe, sondern auch geistig erleuchtet (φαυστός). Er ist erfüllt von dem Geiste der Weisheit Ariel-Schillers. Ein so tiefer Geist wie der Schillers begnügt sich nicht wie gewöhnliche Menschen mit der Erscheinung an sich, er sucht einen tiefern Sinn dahinter. „Die grosse Zusammensetzung, die wir Welt nennen," heisst es in der Theosophie Raphaels, „bleibt mir jetzt nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Aeusserungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und ausser mir ist nur Hieroglyphe*) einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln." Die Welt ist nur ein Wiederschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen." Und ähnlich heisst es in Schillers Künstlern: „Was erst, nachdem Jahrhunderte verflossen, die alternde Vernunft erfand, lag im Symbol des Schönen und des Grossen voraus geoffenbaret dem Verstand"**). Die Poesie ist also symbolisch. Faust ist umgeben von Symbolen und spricht symbolisch. „Wisset, ein erhabener Sinn legt das Grosse in das Leben und er sucht es nicht darin," sagt Schillers Genius in der Huldigung der Künste. Danach handelt Faust-Goethe und kommt zu dem Schluss: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben" d. h. „Nur am Scheine" — am schönen Scheine der Poesie — „mag der Blick sich weiden," aber „brechet nicht von seines Gartens Frucht" d. h. sucht das Leben nicht in rohem Sinnengenusse.

Ein Idyll ist unsere Scene, aber ein Idyll im Sinne Schillers. Nach der Theorie des letzteren, wie sie in der

*) Die Hieroglyphen sind „heil'ge Zeichen." Vgl. Faust I. V. 74.

**) Vgl. die bezüglichen Aeusserungen in der Recension der Bürgerschen Gedichte.

Abhandlung über naive und sentimentalische Poesie niedergelegt ist, beruht das Idyll darauf, dass in der Dichtung die Wirklichkeit dem Ideale entspricht. Dies ist in unsrer Scene der Fall. Die Alpenwelt Wilhelm Tells, der Schillerschen Dichtung, ist ein Ideal. „Ausgestossen hat es jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit" bis auf Faust, der eben im Gegensatz zu diesem Ideal das Leben repräsentirt. Er ist „der Mensch mit seiner Qual," der in das Reich des Ideals eindringt.

Nach diesen Bemerkungen wenden wir uns zu dem Einzelnen. In der Ueberschrift heisst es:*) Faust auf blumigen Rasen „gebettet". So wurden die Kranken im Tempel des Asklepios gebettet, was καταϰλίνειν hiess. Der Umstand, dass der Rasen als blumig bezeichnet wird, ist nicht zufällig. In der ursprünglich zweiten Strophe von Ideal und Leben heisst es: „Muss der Blume Schmuck vergehen, wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?" d. h. wenn man zum Ideal gelangen will. Goethe verneint diese Frage, es giebt im Reiche des Ideales Blumen.

„Geisterkreis schwebend, bewegt; anmutige, kleine Gestalten." Gewissermassen der Chorführer dieses Geisterkreises d. h. Chors ist der in Luft schwebende Ariel; ebenso schweben die anderen Gestalten. Das „Schweben" ist der Beweis, dass diese Geister den „Stoff" überwunden haben. Vergleiche Ideal und Leben Str. 9 „Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre, und im Staube bleibt die Schwere mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück." Daher schwebt das Ideal, „die Gestalt" Vgl. Str. 4: Jugendlich, von allen Erdenmalen frei, in der Vollendung Strahlen schwebet hier der Menschheit Götterbild, wie des Lebens schweigende Phantome glänzend wandeln an dem styg'schen Strome," d. h. im Elysium, wie sie stand im himmlischen Gefild, ehe noch zum traurigen Sarkophape die Unsterbliche herunterstieg." Str. 9 „Nicht der Masse qualvoll abgerungen, schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen, steht das

*) „Anmutige Gegend." Als solche stellt Schiller das Reich des Ideales dar.

Bild," d. h. die Gestalt „vor dem entzückten Blick." Die Schönheit ist nach Schiller (Briefe über ästhet. Erz.) „lebende Gestalt." Das Leben aber zeigt sich durch Bewegung.

„Ariel, Gesang von Äolsharfen begleitet." Gesang entströmt auch dem Munde des Shakespeare'schen Ariel. Die Äolsharfen sind von Goethe hinzugefügt. Diese Instrumente, von der Luft selbst gespielt, passen gut zu dem Luftgeiste. Aber Äolus heisst auch Schiller. Er ist der Herrscher im luftigen Reiche der Ideale. Von ihm gilt, was von Ibykus gesagt ist: „Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süssen Mund Apoll." Schillers Gesang wird von Schillerharfen*) begleitet. Ariel ist der zum Ideal verklärte Schiller, die „anmutigen kleinen Gestalten" sind die Geister seiner Poesie als Elfen gedacht. Wie diese allen Erdgebornen gleichmässig „der Blüten Frühlingsregen" und „der Felder grünen Segen" spenden, so erquicken und laben die Schiller'schen Poesien alle, — die sich laben wollen, Gerechte und Ungerechte, Gute und Böse.

Ariel tritt in der „Dämmerung" auf, der Zeit der ruhigen Sammlung und religiösen wie dichterischen Andacht. Sie ist im besonderen die Zeit, wo Schillers Walten anfängt, das mit dem Anbrechen des Morgens aufhört. Vgl. Epilog zu Schillers Glocke V. 5 „Da schmückt er sich die schöne Gartenzinne." „Dort," in der Gartenzinne in Jena — „sich und uns zu köstlichem Gewinne verwechselt er die Zeiten wundersam; begegnet so, im Würdigsten beschäftigt, der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt" Str. 6. „Nun sank der Mond, und „zu erneuter Wonne vom klaren Berg" — hinter Schillers Gartenhaus in Jena — „herüber stieg die Sonne." Schiller ist ein guter Nachtgeist, sein Wahlspruch aber ist: „Der Mond ist unsere Sonne," wie

*) Vgl. Schillers Gedicht Amalia: „Wie Harfentöne ineinander spielen zu der himmelvollen Harmonie." Vgl. auch eine ausgemerzte Strophe des Gedichts: Würde der Frauen. Die Harfe, Phorminx ist ein griechisches Instrument — also dem neuen Aeschylus ganz angemessen.

einst der Räuber Schiller gesungen hatte. Indem Ariel-Schiller erst nach Sonnenuntergang auftritt, stellt er sich uns dar als den Geist, der „in der Schönheit stillem Schattenlande“ waltet. Er liebt — scheinbar das Licht nicht, er ist Μηφωστοφίλης auch noch als Ariel. V. 1 „Der Blütenfrühlingsregen“ erinnert daran, dass diese Schiller-Elfen auch Goethen einen neuen Frühling bereiteten. „Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling,“ sagt Goethe selbst.

Die Anrede Ariels an die Elfen, d. h. Schillers an die Geister der Poesie, erinnert an die Worte des Direktors im Prolog: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie.“ Schiller hatte es oft gethan, er thut es auch hier, wo es ihm überdies als Chorodidaskalos zukommt. V. 9. „Die ihr dies Haupt umschwebt.“ Zu Grunde liegt das Motiv des Schiller'schen Tanzes, wo die Tanzenden mit Elfen verglichen werden: „Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuss. Seh' ich flüchtige Schatten,“ — vgl. Schillers Reich „der Schatten“ d. h. der Ideale, der Gestalten — „befreit von der Schwere des Leibes? Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn. V. 14 „Vier sind der Pausen.“ Vier Vigilien hat die Nacht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, vier Vigilien, d. h. Jahre, hatte wohl auch Goethes Nacht der Leiden. Dies ist wahrscheinlich der Sinn. V. 16 „Dann badet ihn im Tau von Lethes Flut“, wohl Anspielung auf Hektors Abschied von Andromache, V. 18: „Deine Liebe in dem Lethe stirbt“ und V. 1 9—21 „All mein Sehnen will ich, all mein Denken in des Lethe stillen Strom versenken, aber meine Liebe nicht.“ V. 21 „Gebt ihn zurück dem heil'gen Licht.“ Den Beinamen heilig ἱερός hat bei Homer alles, was von den Göttern kommt, also auch das Licht. Aber auch schon bei Homer*) hat das Wort die übertragene Bedeutung „Rettung, Heil.“ Hier ist wohl speziell Bezug

*) Ebenso bei Aeschylus, dem Schutzpatron und Propheten Schillers.

genommen auf das Licht in den Künstlern, V. 474 „Wie sich in sieben milden Strahlen der weisse Schimmer lieblich bricht, wie sieben Regenbogenstrahlen zerrinnen in das weisse Licht, so spielt“ — ihr Künstler — „in tausendfacher Klarheit bezaubernd um den trunkenen Blick; so fliesst in einen Bund der Wahrheit, in einen Strom des Lichts zurück.“ Der Sinn der Stelle ist also: Rettet ihn aus der Nacht des Elends und gebt ihn dem Lichte der Wahrheit und Schönheit, der Wissenschaft und Poesie zurück.

Im Folgenden singt „der Chor“ der Schiller'schen Lieder „einzeln, zu zweien und vielen, abwechselnd und gesammelt.“

Mit diesen Worten ist der altgriechische Tanz geschildert, der, ein Reihentanz, am meisten dem Contretanz gleicht, wie er in Don Juan zur Aufführung kommt. Vielleicht hat aber noch mehr Aehnlichkeit mit dieser Emmeleia die Aufführung von Webers „Aufforderung zum Tanz“, wie sie jetzt auf der Bühne inscenirt wird. Auch der Fackeltanz im letzten Akt der Sylvana ist eine Emmeleia. In der Odyssee führen Jünglinge, also schöne „Gestalten,“ einen Tanz zur Begleitung der Phorminx auf, die der Sänger Demodokos spielt. Aeschylus liebte solche Gesänge zu Saiteninstrumenten und dessen Agamemnon enthält einen solchen. Vgl. Aristophanes Frösche, V. 1285. Eine Emmeleia führen auch die Doriden im zweiten Akt auf. Zu der Aeolsharfe vergleiche man noch den Brief Schillers an Reinwald vom 21. Febr. 1883: Es scheint, Gedanken lassen sich nur durch Gedanken locken, und unsre Geisteskräfte müssen wie die Saiten eines Instruments durch Geister gespielt werden. Am 27. März schreibt Schiller: Jetzt, bester Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkommen. Einsamkeit, Missvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüts, wenn ich so sagen darf, verfälscht, und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt.“ So war es auch Schiller im Jahre 93 ergangen:

durch die Freundschaft mit Goethe begann auch für ihn wieder ein neuer Frühling und das Instrument seines Gemüts wurde wieder reingestimmt.

„Ihm schenkte des Gesanges Gabe, der Lieder süssen Mund Apoll.“ Daher ist auch das Lied, welches der Chor der Lieder singt, ausserordentlich süss und schmelzend. „Süsser Wohllaut schläft in der Saiten Gold.“ Schon die Sprache ist Musik.*) Der erste Vers erhält durch die L. Alliteration und die Häufung des L wie oft bei Schiller etwas ausserordentlich Weiches, das ganz geeignet ist, die Weichheit der „lauen Lüfte“ zu malen. Der Chor setzt uns in Erwartung, was mit Faust geschehen werde. Schillers „Erwartung“ liegt wohl als Motiv zu Grunde. Wie dort, so ist es auch hier Dämmerung und es wird dann Nacht. Die „lauen Lüfte“ sind wohl die „Schmeichellüfte“ Schillers in Str. 1. V. 24 „Süsse Düfte,“ vgl. Str. 3 „die Luft getaucht in der Gewürze Flut.“ „Nebelhüllen“ vgl. Str. 2 O lösche deine Fackel, Tag! Hervor du, geistige Nacht, breit um uns her den pupurroten Flor, umspinn' uns mit geheimnisvollen Zweigen! Zu konstruieren ist: Wenn sich lau die Lüfte füllen, so senkt die Dämmerung süsse Düfte heran. V. 29 „Und den Augen dieses Müden schliesst des Tages Pforte“ — die Augenlider — „zu.“ V. 30 „Nacht ist schon hereingesunken“ vgl. Str. 2 und 4 der „Erwartung.“ V. 34 „Glitzern hier, im See sich spiegelnd“ vgl. Nein der Schwan ist's, der die Kreise ziehet durch den Silberteich. Zu den „grossen Lichtern gehört auch „Hesper“ der Abendstern in Str. 2 der „Erwartung“. Aber doch noch mehr zu beherzigen ist der Vers aus Wallenstein: „Nacht muss es sein, wenn Friedland's Sterne glänzen.“ Wem kommt der Name Friedland mit mehr Recht zu als Schillern, dem Manne des Friedens und der Friedenskünste? Aber nicht am Tage liess er das „Licht“ seines Geistes leuchten, sondern nur in der Nacht. Nacht muss es sein, wenn seine Sterne glänzen.“ Seine Sterne aber sind diejenigen

*) Wie bei Schiller und Virgil, den Goethe oft mit ersterem parallelisiert.

der „Kassiopeia.“ Sie bilden ein lateinisches We, den Anfangsbuchstaben Wallensteins, den er in der Nacht dichtete, wenn die Kassiopeia am Himmel stand. „Grosse Lichter, kleine Funken“ sind es, die dieses Sternbild bilden. Sie „glitzern nah“ auf Schillers Schreibtisch als „Kassiopeia“ in seinem Wallenstein und „glänzten fern“ am Himmel. Wenn es also heisst: „Nacht ist schon hereingesunken,“ so heisst das, die Zeit Friedland-Schillers ist da.

V. 31: „Schliesst sich heilig Stern an Stern.“

Was am Himmel geschieht, ist nur das Abbild dessen, was auf der Erde vorgeht. Heilig schliesst sich der Dioskuren-Stern Schiller an den Dioskuren-Stern Goethe.

V. 34: „Glitzern hier im See sich spiegelnd.“

Vgl. Ideal und Leben, Nr. 7:

Aber der von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluss
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.

Der Sinn dieser Verse ist dem Lokal angepasst, in dem die Scene spielt. Wir sind in der Schweiz. Der Schillersche Fluss, der „wild und schäumend sich ergossen“, etwa die Reuss, hat sich im Vierwaldstädter See beruhigt, in seiner ruhigen Fläche spiegeln sich die Sterne. V. 36, 37:

„Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd,
Herrscht des Mondes volle Pracht.“

Der Mond ist Schillers Gestirn, schon der Räuber Schiller (Vgl. Künstler V. 132) singt:

„Der Mond ist unsere Sonne.“

Er spielt in der Magie eine grosse Rolle, besonders die Zeit des Vollmondes ist für Zauberei günstig und so treibt denn auch Faust zur Zeit des Vollmonds Magie. Vgl.:

„O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein“

aber auch:

„Der Dichtung heiliger Magie“,

ist der Mond, besonders der Vollmond sehr günstig. Und wie sollte er nicht? besonders im Süden ist der Mond von bezaubernder Schönheit, was Goethe aus eigener Intuition wusste. Er war vor allen geeignet zum Symbol der Schönheit. Aber die alten Hellenen begnügten sich nicht mit Symbolen. Sie sahen auch in die Natur Personen hinein, und hierauf beruht ihre ganze Mythologie. Der Mond war ihre Schönheitsgöttin, die sie als Aphrodite verehrten. Ganz natürlich! Ihnen, die meist am Meere wohnten, besonders den Joniern und den Inselbewohnern, ging der in mildem Licht strahlende, bezaubernd schöne Mond aus dem Meere auf, er schien ihnen in die Höhe getrieben vom Schaum des Meeres, und Aphrodite*) war der richtige Name (ὄρθὸν ὄνομα nach Platons Kratylos) dieser Göttin. Aber der Mond als Gestirn hiess Selene, auch ein richtiger Name, denn Selene heisst die Strahlende. Der Mond strahlt von Schönheit. Aus Selene ist entstanden Helene, d. h. Helena (dorisch) Sie ward das Urbild aller Schönheit. Dass sie ursprünglich identisch ist mit Selene, mag früh vergessen worden sein. Die Göttin des Mondes und der Schönheit wurde zur Heroine**) und an ihre göttliche Abkunft erinnert nur noch der Umstand, dass sie die Tochter des Zeus ist, und ihr Cult in Therapnae.

Goethe nennt Faust „Tollheiten und Possen", und eine derselben ist, dass er Faust-Schiller sowie Ariel-Schiller und den Mond zu einander in die engste Beziehung bringt. In der ersten Szene des ersten Teils sieht der volle „Mondenschein" auf Faust's Magie herab, in der ersten Szene des zweiten Teils „herrscht des Mondes volle Pracht." Im Faustfragment, wie gesagt, ist es nur eine enge Beziehung, aber in den Teilen, die später hinzugekommen sind, ist der Mond gradezu das Gestirn, das über Schillers Dichten und

*) Von ἀφρός, und δίω das gebräuchlicher ist in seiner Verlängerung διώκω.

**) Die Dioskuren sind ihre Brüder und „Gespielen." Sie selbst sind weiter nichts als Personificationen des Morgen- und Abendsterns. Schiller ist der Morgenstern, Lucifer (Teufel). Er bringt Licht und Heil.

Trachten waltet, ja der Mond Selena als Helena wird gradezu seine Geliebte. Und was ist natürlicher? Der Mond ist die Schönheitsgöttin, der ja Schiller als treuer Ritter dient. Er ist ein Kyprianos, d. h. der Mann der Kypris. (Vgl. Akta Sanktorum 7.)

Der Mond, Selene, die Schönheitsgöttin, liebt Schillern innig. Sollen wir uns wundern, dass sie sich betrübt, wenn sie ihren Faustus, d. h. ihren glücklichen Liebhaber auf dem falschen Wege sieht, dass sie sich freut, wenn er sich auf dem rechten Wege befindet, und so wird der Mond gradezu zum Spiegelbilde des Verhältnisses, in welchem Faust-Schiller zu dem Ideal steht. „Wird die Strahlenscheibe niemals voll?“ fragt der Dichter in der zweiten, jetzt beseitigten Strophe von Ideal und Leben*). Die Antwort hierauf lautet: nein, nicht hier im Erdenleben, wohl aber in des Ideales Reich. Schon bei Schiller also ist Selene, die am Himmel stehend, eine Urania ist, das Symbol des Ideals. Der grössere oder geringere Grad, in welchem sich „die Silberhörner füllen“, deutet auf ein vollkommener oder unvollkommener erreichtes Ideal, und so wird bei Goethe der Mond gradezu zum Gradmesser für den Fortschritt oder Rückschritt Faust's auf dem Wege zum Ideal. Wenn Faust mit Mephisto auf den Blocksberg geht, so schlägt er einen Weg ein, der grade nach der entgegengesetzten Seite führt, als nach der er gehen sollte; er entfernt sich vom Ideal. Demgemäss ist auch abnehmender Mond. Die (Strahlen-)Scheibe ist unvollkommen“, der Mond macht als belebtes Wesen ein „trauriges“ Gesicht. „Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe des roten Monds mit später Glut heran und leuchtet schlecht, dass man bei jedem Schritte vor einen Baum, vor einen Felsen rennt.“ Nicht das Licht des Ideals, nicht Urania, „des Lichtes Himmelsfackel“ leuchtet Faust auf seinem Wege, sondern ein Irrlicht, denn er befindet sich auf einem

*) Das Bild ist falsch, denn die Strahlenscheibe des Mondes wird allerdings schon hier auf Erden und nicht erst im Reiche des Ideales voll.

Irrwege. Wie anders im zweiten Teile Akt 2, V. 466. Faust ist auf dem Wege zu Helenen (Selene Urania), er ist eben angekommen in Griechenland, das durchweg nach Goethes Darstellung als „der Schönheit stilles Schattenland“ erscheint. Zwar ist er noch nicht im Reiche des Ideals*) selbst, aber er ist auf dem besten Wege, er macht Fortschritte. Dementsprechend ist „der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell.“ Er „erhebt sich milden Glanz verbreitend überall.“ Das, was hier vom Monde ausgesagt ist, kann er nur thun, wenn er zunimmt. Er steht nicht mehr am östlichen Horizont, in welchem Fall er rot ist und schlecht leuchtet, er steht im Gegentheil schon ein bedeutendes Stück über dem Horizont, aber freilich noch nicht im Zenit. Der Mond nimmt zu und leuchtet hell, überall milden Glanz verbreitend, grade wie Faust an Idealität zunimmt. Er freut sich über Faust, zwischen ihm und dem Monde herrscht eine volle Sympathie. Das Reich des Ideales ist geschildert Akt II, V. 1469 bis zu Ende. „Hier ist der Mond im Zenit verharrend,“ denn das Ideal ist erfüllt, die Kunst steht auf der Höhe, Galatea, die Schönheitsgöttin, (thüringisch καλὰ dea) erscheint leibhaftig in bezaubernder Schönheit. Aber wahrscheinlich weilt der Mond nicht nur im Zenit, in dem Culminationspunkt seiner Bahn, sondern er ist auch voll. Angedeutet wenigstens scheint dies durch die Worte V. 1781: Heitere Wonne voll und klar. Und so „herrscht“ denn auch an unsrer Stelle „des Mondes volle Pracht.“ Es ist Vollmond, denn wir befinden uns im Reiche des Ideals, wo das Unvollkommene aufgehört hat.

Nicht bedeutungslos ist es, wenn vom Monde gesagt ist, er herrscht. Nach der Lehre der Astrologen regieren die Sterne die Geschicke der Menschen, sie herrschen. Das Gestirn nun, das über Schiller waltet, ist der Mond. Aber schon ehe die Astrologie in Griechenland bekannt wurde, hatte Aeschylus Ag. am Anfang die Sterne „strahlende Herrscher“ genannt, die „im Aether prangen.“ Das „hehrste

*) Erst 1780/81 (Löper) deuten das Reich des Ideals an: Unser Fest, es ist vollendet, heitre Wonne voll und klar.

Gestirn, das Auge der Nacht," nach Aeschylus ist der Mond Aesch, Sept, v. 388—90 „die sternflammende Königin der Nacht", und sie ist es, welche herrscht, wenn Schiller „in der Schönheit stillem Schattenlande" weilt, d. h. dichtet. Schliesslich ist zu erwägen, dass wir in Schillers Schweiz am Vierwaldstädter See sind. In der Rütliscene sagt Sewa: „'s ist eine schöne Mondennacht, der See liegt ruhig da als wie ein Spiegel." Dieselbe Scenerie haben wir in unserer Scene.

V. 38. Schon verloschen sind die Stunden. Vgl. Schillers Ideale: „Erloschen sind die heitern Sonnen." Faust ist in tiefen Schlaf versenkt, „und in einem seligen Vergessen" ist ihm „die Vergangenheit entschwunden". Aber der Vers „Schon verloschen sind die Stunden" kann auch noch einen andern Sinn haben. In dem Gedicht das „Eleusische Fest" braucht Schiller das Wort „Stunden" gradezu für Horen.*) Legen wir diesen Sinn auch hier zu grunde, so bekommt die Stelle die Bedeutung: Die Horen haben aufgehört zu erscheinen. V. 39. Hingeschwunden Schmerz und Glück. Faust denkt nicht mehr an das Glück und den Schmerz, der ihm durch das Verhältnis mit Margareten zu teil geworden war, und ebenso wenig denkt noch Goethe seines Liebesglückes und Schmerzes, den seine Verbindung mit Christiane zur Folge hatte. Aber auch die Horen hatten beiden Dichtern Glück und Schmerz gebracht. Auch die Erinnerung hieran ist bei Goethe verblichen. V. 40. „Fühl' es vor, du wirst gesunden;" Goethe gesundete wirklich durch die Verbindung mit Schiller. V. 41. „Traue neuem Tagesblick". Ein neuer Tag brach für Goethe und Schiller sowie die deutsche Litteratur durch diesen Bund Schillers und Goethes an, ein neuer Frühling. Daher heisst es V. 42 Thäler grünen, Hügel schwellen. „Der holde Lenz ist erschienen. Vgl. Klage der Ceres: Die besonnten Hügel grünen." Aber die Hügel erinnern auch an „der Schönheit Hügel:" Dann erblicket von der Schönheit Hügel freudig das erflogne Ziel, Ariel-Schiller hat es „erflogen." „Ist der

*) Auch in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ist Stunde für Hore gebraucht.

holde Lenz erschienen, hat die Erde sich verjüngt?“ Die Antwort lautet: ja, und wie mit dem Lenze sich die Erde verjüngt, so wird sich auch Goethe verjüngen. „Des Eises Rinde“ ist gesprungen, die Feindschaft zwischen Schiller und Goethe hat ein Ende. Die Verse 44, 45 geben in antiker Weise die Zeit an, wo Schiller und Goethe Frieden und Freundschaft schlossen. Schiller schrieb an Goethe am 13. Juni. Daher heisst es: „Und in schwanken Silberwellen wogt die Saat der Ernte zu“. V. 46. Faust wird einen Wunsch nach dem andern erlangen, wenn er „dem Glanze dort“ d. h. dem aufsteigenden Morgenrot der Poesie vertraut. Vgl. Goethe Zueignung Str. 3, 4: Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.“ Dieser Glanz kündet dort die Muse an. Faust wird die Befriedigung seiner Wünsche erreichen, wenn er den Schluss von Schillers Künstlern beherzigt und sich „dem Morgenthor des Schönen“ zuwendet. Vgl. Künstler V. 34, 52, 53: „Alles kann der Edle leisten,“ wenn er „die Gunst des Augenblickes“ wie Schiller benutzt.

„Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.“ Ein neuer Tag brach auch mit Schillers Horen in der Litteratur an. „Die Sonne tönt nach alter Weise,“ wenn sie aufgeht. Die Horen, welche die neue Sonne in der Litteratur heraufführten, wurden pomphaft angekündigt.

V. 54—66. Die Sphärenmusik, mit welcher die Sonne von den olympischen Horen heraufgeführt, hören nur Geisterohren. Ebensolche hören nur die Sphärenmusik der Schillerschen Horen. V. 57. Felsenthore knarren rasselnd, wohl eine Anspielung an „der Thore weite Flügel“ im Eleus. Fest. Vorher war erzählt, wie der Meergott Poseidon „die granitnen Säulen „aus dem Erdgerippe losbrach und mit Hermes die Mauern der neuen Stadt baut. Die Thore derselben sind also „Felsenthore“. Das Gedicht erschien 1799 im Musenalmanach. Im Lied von der Glocke schliesst sich das Stadtthor knarrend. V. 58. „Phöbus Räder rollen prasselnd.“ Das Prasseln wird gemalt durch Häufung der R. Die Fahrt des Phöbus schildert Schiller in seinem

Gedicht „Der Abend.“ Unsere Stelle scheint eine scherzhafte Anspielung darauf. Auf dem bekannten Gemälde Guido Renis fährt Aurora umgeben von den Horen auf einem Wagen mit rollenden Rädern am Himmel herauf. Der alte Schalk Goethe versetzt an Stelle der Aurora Phöbus, d. h. Schiller selbst auf den Horenwagen, der im ersten Teile unter der Maske Appollons, d. h. des „Verderbers“*) aufgetreten war. Die Häufung der scharfen Konsonanten R, P und S malen das viele Geräusch, mit welchem Schiller das Erscheinen der Horen verkündigte. V. 60: „Es trompetet, es posaunet,“ griechisch ἰβυκανίζει. Ibykus-Schiller hatte dafür gesorgt, dass das Lob seiner Horen gehörig ausposaunt wurde, wie er das Erscheinen derselben mit Trompetenstössen angekündigt hatte. „Wir wollen uns nicht für die lange Weile loben.“ V. 61: „Auge blinzt.“ Schiller lässt in den Räubern Spiegelberg sagen: „Geh' ich vorbei am Rabensteine, so blinz ich nur das rechte Auge zu.“ Schiller und Goethe blinzten damals auch das rechte Auge zu für das, was schicklich und recht war, weil andere Herausgeber von Zeitschriften es ebenso machten. Bestellte Kritiken sind wie prunkende Ankündigungen nichts Neues. Mit dem Aufgang der Sonne verschwindet der gute Nachtgeist und natürlich mit ihm auch die seligen Geister seiner Poesie. Sie schlüpfen zu den Blumenkronen.

Wenn Ariel-Schiller schlafen geht, so steht Faustus-Goethe auf. „Mit frischer Seele,“ vgl. Goethes Zueignung

*) Schon die alten Griechen deuteten diesen Namen so. In Aeschyl. Ag. sagt Kassandra: Appollon (Verderber), du hast mich ins Verderben gestürzt. Ebenso ist der Name in Euripides Phaeton gedeutet: O goldstrahlender Helios, wie hast du mich ins Verderben gestürzt; mit Recht nennen dich die Sterblichen Verderber, und im neuen Testamente in der Apokalypse wird der Teufel des Abgrunds Abbadon durch Apollyon erklärt, und in der That waltete ja Apollon in Delphi über einem Abgrund. Aber dieser Apollyon ist für Goethe ein Befreier von Schmerzen, ein Apolyon mit einem l. Teufel und Dichter sind beide Goëten. Daher kann der Dichter unter der Maske des Teufels auftreten.

Str. 1, begrüsst er die ätherische Dämmerung; auch er ist wie Schiller ein Freund derselben, aber der Morgendämmerung.

V. 69: Auch Faust hat die Erde so „beständig gefunden, wie sie Schiller am Ende des Spazierganges und in einem Brief an Karoline preist. V. 70: Und atmest neu erquickt". Vgl. Zueignung: Und alles ward erquickt, mich zu erquiken. V. 72: „Du regst und rührst ein kräftiges Beschliessen zum höchsten Dasein immerfort zu streben," d. h. nach dem Höchsten zu streben in Kunst und Leben. „Für mich insbesondere sagt Goethe, war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging". Nicht nur poetisch, sondern auch wissenschaftlich fühlte sich Goethe von neuem angeregt, und dies scheint im Folgenden zunächst angedeutet. Er arbeitete weiter an seiner Theorie der Pflanze und der Farbenlehre. Das letztere finde ich bezeichnet durch Vers 80: „Auch Farb' auf Farbe klärt sich los vom Grunde." Der folgende Vers: „Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen," bezieht sich vielleicht auf seine botanischen Studien. V. 79: „Dem duft'gen Abgrund*)" erinnert an Schillers Schilderung des St. Gotthardt im Bergliede: „Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg." An diesem Abgrunde hat man sich wohl Faust-Goethe stehend zu denken.

V. 83: Hinaufgeschaut! Als Motiv zu der Schilderung Fausts liegt eine Stelle des neunten Briefes über die ästhetische Erziehung zu grunde. „Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit**) werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

---

* Aber auch auf den „grauenvollen Schlund" und den „ewigen Abgrund" in Ideal und Leben.

**) Vgl. Künstler: Und im Symbol des Schönen u. s. w.

„Die Gipfel der Menschheit erinnern an jene Stelle aus Schillers Jungfrau, wo von den Königen und Dichtern gesagt ist: Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhn. Vgl. auch Schillers Spazier-

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen unserer Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen?" — „Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis." Die „Sonne tritt hervor," es ist die Sonne der Wahrheit. Aber wie das leibliche Auge nicht in die Sonne des Himmels sehen kann, so vermag das geistige nicht die Sonne absoluter Wahrheit zu vertragen; es muss sie durch das Medium der Schönheit anschauen. Vgl. Schiller, Künstler V. 54: „Die eine Glorie von Orionen ums Angesicht, in hehrer Majestät, nur angeschaut von reineren Dämonen, verzehrend über Sternen geht, geflohn auf ihre Sonnenthrone, die furchtbar herrliche Urania — Mit abgelegter Feuerkrone steht sie als Schönheit vor uns da." Schiller selbst bemerkt zu der Stelle in einem Briefe an Körner: „Die Wahrheit geht verzehrend über Sternen" kann man sagen, weil man sie mit dem Sonnenlichte zu vergleichen gewohnt ist, vorzüglich aber im ganz prosaisch wahren Sinne, weil die nackte Wahrheit uns zu Narren machen würde, da unsre Vernunft darauf nicht kalkulirt ist. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Das „weisse*)

---

gang: Sei mir gegrüsst mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel! Mit der ganzen Scenerie, wie sie Faust schildert, ist auch zu vergleichen der Schluss der Rütliscene, wo Reding sagt: Doch seht, indem wir nächtlich hier noch tagen, stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen die glühende Hochwacht aus." An Ariels Verschwinden beim Anbruche des Tages erinnern dessen Schlussworte: „Kommt, lasst uns scheiden eh' uns des Tages Leuchten überrascht." Walther Fürst antwortet: „Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Thälern." Dann lautet die scenarische Bemerkung: „Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit stiller Sammlung die Morgenröte." Jetzt nimmt Rösselmann den Eidgenossen den feierlichen Schwur ab: Bei diesem Licht, das uns zunächst begrüsst vor allen Völkern, die tief unter uns schwer athmend wohnen in dem Qualm der Städte, lasst uns den Eid des neuen Bundes schwören. Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr." So hielten's auch die Eidgenossen Goethe und Schiller.

*) Vgl. „das weisse Licht" gegen das Ende der Künstler und öfter bei Schiller.

Licht" der Sonne, das energische Licht in Schillers Spaziergang, muss sich brechen, dann können wir es nicht nur ertragen, sondern es entzückt uns sogar. Auch das milde Licht des Mondes, das uns erquickt, ist nur ein Abglanz des Sonnenlichtes. Der „farbige" Regenbogen und der Mond in seinem milden Glanze sind die Symbole der Schönheit, wie die Sonne dasjenige der Wahrheit ist. Wie wenig die Wahrheit bisweilen angenehm ist, hatte Goethe und Schiller besonders im Xenienjahre zur Genüge erfahren. Dass sie die Wahrheit in betreff der Charaktere Reichardt's, Mansos, Fuldas und Böttichers erfuhren, war ihnen gewiss leid genug. Mehr wäre ihnen gedient gewesen, wenn sie jeden von diesen Leuten weiter für einen Aristides hätten halten können.

Wir kehren zurück zu Vers 90 und 91: „Und leider schon geblendet" u. s. w. Mit dieser Stelle vergleiche man Goethes Zueignung Str. 3, V. 8: „Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet." Und Schiller spricht in der letzten Strophe der Götter Griechenlands von einem Gott, „Dessen Strahlen mich darnieder schlagen." Auch den Anblick des lichtstrahlenden Angesichts Jehovas kann niemand ertragen.

V. 92—102. „So ist es, also" „Ein sehnend Hoffen"*) war Goethen und Schillern erfüllt, als sie sich mit einander verbündet hatten. Nun aber entbrannte der Xenienkrieg, und „ein Feuermeer umschlingt **uns**," — Schiller und Goethe — „welch ein Feuer! V. 99 Ist's Lieb', ist's Hass." Wenige der Angegriffenen blieben angesichts der genialen Ungezogenheit der beiden Heroen, wie sie in den Xenien zum Ausdruck kam, gleichgiltig, wenige hatten Geistesgrösse genug, um zu lächeln, zu viele hatten ein böses Gewissen. Daher wurde leidenschaftlich für und wider die Xenien-Dichter Partei genommen. Darauf beziehen sich die Worte: „Ist's Lieb', ist's Hass?" „Liebe und Hass umwanden die Dichter glühend." Die Worte: „Ist's Lieb', ist's Hass?"

*) Vgl. Faust I „Sehnende Neigung folget hinüber."

sind Worte aus einer Entgegnung des Vaters Gleim aus „Kraft und Schnelle des alten Peleus.“*) Vgl. „An das neue Jahr 1797.“ „Was bringst du, neues Jahr? Hass oder Liebe? Bringe den Musen und den Grazien der Liebe viel, und mir, auf dass ich mich verjünge, von einer einen Kuss, nur keine Xenien.“

Dass „ein Feuermeer“ die Dichter umschlang, war ihre eigne Schuld. Der Pakt, den die beiden Dichterheroen geschlossen hatten, hatte das Bewusstsein ihrer Kraft mächtig erhöht. „Und nun brach aus jenen ew'gen Gründen ein Flammenübermass,“ d. h. aus jenen geheimnisvollen Tiefen, aus welchen die Poesie quillt, strömte ein „Uebermass“ poetischer „Flammen.“ Zu dem Ausdruck „aus jenen ew'gen Gründen“ vergleiche man Schiller, Macht des Gesanges Str. 1: „Er hört die Flut vom Felsen brausen, doch weiss er nicht, woher sie rauscht,“ und Graf von Habsburg: „Wie in den Lüften der Sturmwind saust, man weiss nicht, von wannen er kommt und braust, wie der Quell aus verborgenen Tiefen, so des Sängers Lied aus dem Innern schallt;“ vor allen aber eine Stelle aus Schillers neuntem Brief über ästhetische Erziehung: „Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen**) Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen.“ In solchen trüben Strudeln wälzte sich die „Leipziger Geschmacksherberge,“ Nikolai, Manso und andere. Uebrigens erinnert die Art, wie die Wirkung des „blendenden“ Lichts geschildert wird, an das „weisse Licht“ in Schillers Künstlern, an den „einen Strom des Lichts“ in demselben Gedicht und an das „energische Licht“ in Schillers Spaziergang.

V. 100 „Schmerz und Freude wechselten ungeheuer,“ als der Xenienkrieg wütete. „Nach dem tollen Wagestück

*) Goethe liess von dem Namen Gleim das G weg; so wurde daraus Leim, d. h. Lehm πηλός, als Personenname Peleus.

**) Dämonisch heisst bei den christlichen Skribenten teuflisch. Dämon ist die gewöhnlichste Bezeichnung des Teufels im Mittelalter.

mit den Xenien," schrieb Goethe an Schiller, „müssen wir uns bloss grosser und würdiger Kunstwerke befleissigen." Und so geschah es. Daher heisst es V. 102 2 „So dass wir wieder nach der Erde blicken, zu bergen uns in jugendlichstem Schleier." Zu bemerken ist hier, dass nach Schillers Anmerkung zu den Künstlern, „die Poesie Verhüllung der Wahrheit in der Schönheit ist." Der Schleier ist das Lieblingssymbol Goethes für die Poesie. Vgl. Zueignung: „Nun sah ich sie den reinsten Schleier halten, er schwoll um sie und floss in tausend Falten." Dieser Schleier der Poesie und die Falten finden sich schon bei Pindar, Vgl. ὑμνων ἄωτον und ὑμνων πτχαί. Faust fährt auf diesem Schleier*) nach Deutschland zurück.

Da sich die beiden Dichter wieder der Poesie zuwenden wollen, so dürfen wir uns nicht wundern, dass Faust einen „Wassersturz" betrachtet. Als einen gewaltigen Wasserfall hatte Schiller „die Macht des Gesanges" geschildert. Dieser Wasserfall ist so gewaltig wie der Rheinfall bei Schaffhausen.

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiss er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen."

d. h. aus Goethes „ewigen Gründen."

Der Wanderer hört erstaunt mit wollustvollem Grausen und lauscht. Vor allen Dingen ist hier zu bemerken, dass den Namen „Wanderer" Goethe einst selbst führte. Vgl. Goethe's Leben und Werke in chronolog. Tabellen von J. Saupe S. 9. „Der Wanderer" Faust-Goethe schaut „den Wasser-

*) Auf dem Zaubermantel der Phantasie.

sturz mit wachsendem Entzücken.“ Aus „Felsenrissen“ hat Goethe „Felsenriffe“ gemacht, eine Aenderung, welche der Intuition des Rheinfalls besser entspricht als der Schiller'sche Ausdruck.

Wir befinden uns mit dem glücklichen Faustus-Goethe also am Rheinfall und am Strom des Gesanges. Man wundere sich nicht und tadele den Dichter nicht, dass er denselben in die unmittelbare Nähe des St. Gotthart verlegt. Man bedenke doch, was Schiller in den Künstlern V. 225 bis 28 sagt:

„Was die Natur auf ihrem grossen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
Der Ordnung leicht gefasstes Glied.“

Am Rheinfall von Schaffhaussen hatte Goethe Schillers Schilderung des Strudels im Taucher geprüft:

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt, bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt, und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt.“

Goethe hatte Schillers Schilderung der Anschauung vollständig entsprechend gefunden. „Bis zum Himmel spritzte der dampfende Gischt,“ und besonders morgens war es, als ob „Wasser mit Feuer sich mengt.“ Und so mengte auch Goethe Wasser mit Feuer, und zwar das Feuer der Morgensonnenstrahlen mit dem „Gischt“, der zum Himmel spritzt. Er studirt dabei zu gleicher Zeit die Farbenlehre. Die Strahlen der Sonne erzeugen, indem sie sich in den „Schäumen“ brechen, die „in die Lüfte sausen“, einen Regenbogen und bilden so das Morgenthor des Schönen.*) Das Farbenspiel des Regenbogens ist Schillers Lieblingsbild und sein Symbol höchster Schönheit. In wie vielen Ge-

*) Künstler 34. Es ist die Schiller'sche Brücke auch der Rätsel und Parabeln; dieselbe ist zugleich eine „Teufelsbrücke“ da Schiller ein Mephostophilos ist.

dichten Schillers kommt nicht der Regenbogen vor, im Tell ist es sogar ein Mondregenbogen, ein seltenes Schauspiel. Schiller wollte wohl damit andeuten, dass Wilhelm Tell ein Schauspiel ebenso seltener Art sei.

Der Regenbogen, wie er in seinen bunten Farben „schillert", erinnert zugleich an den Namen Schiller. In der That, bedienten wir uns heutzutage noch der Hieroglyphen, kein Zeichen wäre geeigneter, den Namen Schiller auszudrücken als „des bunten Bogens Wechseldauer," und so ist der Regenbogen in den poetischen Werken Schillers gewissermassen die Fabrikmarke, welche Schiller bedeutet, und diesen Namen deutet er auch hier an.*) Aber nicht bloss „Hieroglyph" und „Chiffre" ist der Regenbogen, er ist auch Symbol. Auf ihn passt ganz, was Schiller in der neunten Strophe von Ideal und Leben sagt: „Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre, und im Staube bleibt die Schwere mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück. Nicht der Masse qualvoll abgerungen, Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entprungen, Steht das Bild vor dem entzückten**) Blick. Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen in des Sieges hoher Sicherheit." Der Regenbogen ist das Sinnbild der Poesie, und besonders der Schiller'schen. Er entspricht genau Schillers Definition des Schönen, denn er ist „ein wesenloser Schein." Und wie die Poesie das Spiegelbild des Lebens und dessen Abglanz ist, so ist der Regenbogen der „farbige Abglanz" der Sonne. Demnach sieht also Faust in dem Wassersturz das Sinnbild***) der Macht des Gesanges, in dem Regenbogen, der sich über demselben wölbt, das Symbol der Schönheit und ruhigen Harmonie der Poesie, und besonders der Schiller'schen. An Goethes Zueignung, Strophe 13 erinnert V. 112 Umher verbreitend duftig kühle Schauer! Dort heisst es: „Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle am Mittag wird, so wirf ihn in

*) Vgl. den später eingeschobenen Vers der Hexenküche: „Ich wollt' indes wohl tausend Brücken bauen."

**) Faust schaut ihn mit wachsendem Entzücken.

***) An das Sinnbild erinnert der Vers: „Ihm sinne nach."

die Luft! Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle, Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.“

Aber vielleicht hat der Wasserfall mit dem Regenbogen noch einen anderen Sinn. Vielleicht ist er ein Rebus mit der Bedeutung: Ideal und Leben. Wenigstens ist nach Strophe 9 der Regenbogen ein geeignetes Sinnbild für das Ideal, wie es dort geschildert wird. Das Leben aber vergleicht Schiller selbst mit einem Wasserfall. In Str. 7 heisst es: „Aber der von Klippen eingeschlossen, Wild und schäumend sich ergossen, Sanft und eben rinnt des Lebens Fluss.“ An diese Stelle scheint sich Goethe anzulehnen, denn sein Wassersturz ergiesst sich wild schäumend. Vgl. sich „ergiessend“ und „Schaum an Schäume.“ Zur Vergleichung muss hier noch herangezogen werden eine Stelle im ersten Teil des Faust. Wie es hier heisst: Der Wassersturz „den Felsenriff durchbrausend von Sturz zu Stürzen wälzt*) er sich“ u. s. w., so sagt dort Faust in Wald und Höhle: „Bin ich der Flüchtling nicht“ — Schiller war ja entflohen, „der Unbehauste“ d. h. er hatte wie Christ keinen Stein, wohin er sein Haupt legen konnte — „der Unmensch ohne Rast und Ruh,“ wie denn Schiller niemals Rast und Ruh fand in seinem Streben nach dem Ideal — „der wie ein **Wassersturz** von Fels zu Felsen“ vgl. in unserer Scene von Sturz zu Stürzen — „brauste begierig wütend nach dem Abgrund zu.“ Goethe sah ohne Zweifel in dem „Regenstrom aus Felsenriffen,“ der ursprünglich einen Teil der Künstler gebildet hatte, ein Sinnbild von Schillers Leben, der bei seinem rastlosen Streben nicht im mindesten Rücksicht nahm auf seine Gesundheit und so sich selbst in ein frühes Grab stürzte, das ja auch ein Abgrund ist. Dass Schiller in der siebenten Strophe von Ideal und Leben mit „des Lebens Fluss“ wirklich den eigenen Lebensfluss gemeint hat, kann bei etwas genauer Erwägung nicht zweifelhaft sein. „Von den Klippen“

*) So „wälzte sich“ Schiller selbst auf seinem Schreibtisch, wenn er sich auf einen poetischen Stoff „gestürzt“ hatte.

des Lebens in der Karlsschule „eingeschlossen," hatte sich Schiller „wild und schäumend ergossen" in den Räubern. Allmählich legte er diese „schäumende Wildheit ab, und er wurde ein Fluss, wie ihn der dritte Vers schildert: „Sanft und eben rinnt des Lebens Fluss durch der Schönheit stille Schattenlande, und auf seiner Wellen Silberrande malt Aurora sich und Hesperus." Den tiefern Sinn der letzten beiden Verse wollen wir nachher erwägen, um hier gleich den Sinn der übrigen vier Verse zu betrachten. Wie Schiller und Goethe in so vielen Stücken Antipoden waren, so auch in der Poesie. Schiller war Idealist, Goethe Realist. Ersterer war bestrebt, Ideale zu realisieren, letzterer das Leben selbst von seinen Schlacken zu läutern und in das Reich der Poesie einzuführen. Daher sind seine Poesieen Wahrheit und Dichtung. Man kann demgemäss sagen: Schillers Kalòn war die Aphrodite urania, die im Reiche des Ideals thront; Goethes Kalòn ist die Aphrodite pandemos, die hier im Leben erscheint. Was ihm das Leben Schönes bot, verwandelte er in Poesie. Nach der ersteren fühlte sich Schiller, nach der letzteren Goethe hingetrieben. Es waren innere Triebe, denen sie gehorchten, und sie selbst waren nur die Verkörperungen dieser Triebe die Platon zu zwei Eroten personificirt. Und wenn in unserer Strophe von „ausgesöhnten Trieben," die Rede ist, so sind unter denselben Schiller und Goethe selbst zu verstehen. Der eine hatte den andern vorher gehasst und in ihm nicht viel weniger als den „Feind" an sich gesehen, d. h. den Teufel Mephistopheles.*) Dieser „Feind"

*) Das Wort in dieser Form findet sich in Schillers Fiesko. Ursprünglich hiess es ohne Zweifel Mephaustophilus, „Nicht-Faustfreund". Daraus wurde dann durch Reuchlinsche Aussprache Mephostophilus, dem die Bedeutung „Nicht-Lichtfreund" untergeschoben werden konnte. Allmählich wurde es zu dem ganz sinnlosen Mephistopheles verderbt. Goethe hält sich an die ursprünglichen Formen des Worts. Schiller ist ein Mephaustphilus Goethes, des Faustus d. h. des Glücklichen, und Goethe ist ein solcher Faustus-Schillers. Aber der letztere ist auch ein Mephostophilus, ein Feind des Lichts. Vergl. Faust V. 995 u. s. w. Mephostophiles ist also für den — Esoeriker ein sehr harmloser Geselle.

nun war 1794 verschwunden. Die beiden vorher einander so feindlichen Eroten, „Triebe," hatten sich in der Anmut freiem Land vereint, und zwar „aufgelöst in zarter Wechselliebe." Wenn es im ersten Verse unserer Strophe heisst: „Aber der von Klippen eingeschlossen," so mag hier eine absichtliche Ablehnung Schillers an Goethe vorliegen. In Mahomeds Gesang heisst es: „Zwischen Klippen im Gebüsche." Im Gesange der Geister über dem Wasser lautet Strophe 3: „Ragen Klippen dem Sturz entgegen, Schäumt er unmutig stufenweise" d. h. von Sturz zu Stürzen — „Zum Abgrund", und das ganze Gedicht ist eine Schilderung „des Lebensflusses": Der Menschen Seele gleicht dem Wasser. Str. 3 und 4 sagen in Goethes Sprache, was die ersten sechs Verse von Str. 7 des Gedichtes Ideal und Leben in Schillers Sprache ausdrücken. „Im flachen Bette schleicht er das Wiesental hin, und in dem glatten See weiden ihr Antlitz alle Gestirne." Vgl. unsere Scene V. 35 „Glitzern hier im See sich spiegelnd." Wenn sich „die grossen Lichter*) im See spiegeln, so malen sie sich, und Schiller sagt: Und auf seiner Wellen Silberrande malt Aurora sich und Hesperus." Schon Simonides hatte gesagt, die Malerei sei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei, nach Lessing eine blendende Antithese, die aber doch „ihren wahren Teil" hat. Malerei und Poesie erzeugen Abbilder der Wirklichkeit, sie sind nachahmende Künste. „Der erste, welcher Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt," sagt Lessing. Alle Kunst ist nach Schiller eine Spiegelung, „der Spiegel, das Spiegelbild, spiegeln" sind die Lieblingsbilder, die Schiller mit Bezug

*) Vgl. der Fischer Str. 2: Labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer. Der Mond ist Schillers, die Sonne Goethes Gestirn.

auf die Kunst braucht. Die Seele des Dichters ist ein Spiegel, der die Wirklichkeit wiederspiegelt. Schon am 13. April 1783 schreibt Schiller an Reinwald: „Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, reineren Spiegel auf," und in den vier Weltaltern heisst es: „Ihm gaben die Götter das reine Gemüt, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt." Und so sagt denn auch V. 113 unserer Scene ganz in Schillers Sinne: „Der spiegelt ab das menschliche Bestreben," nämlich der Regenbogen. Darum heisst es im folgenden Verse: Ihm sinne nach u. s. w. d. h. der Regenbogen ist ein Sinnbild und bedeutet die Kunst im allgemeinen und speziell die Schillersche Kunst; sie spiegelt im Drama ab das Bestreben der Menschen und des Menschen. Die Erweiterung des Menschen zur Gattung war ein Lieblingsgedanke Schillers. „Der wahre Mensch," sagt irgendwo Schiller, „ist der Dichter". Das Leben zersplittert den Menschen, er wird einseitiger Berufsmensch. Die Dichtung stellt seine Totalität wieder her, diesen Gedanken führt Schiller in den Briefen über ästhetische Erziehung aus. „Der vollkommne Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus", sagt er in einem Briefe an Goethe. Aber um dies zu können, muss er erst selbst sich zur Gattung erweitert haben, und diese Forderung stellt Schiller in seiner Rezension von Bürgers Gedichten. „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muss es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es wagen darf, die Vortrefflichen zu rühren", und diese Forderung, die er an Bürger stellt, selbst zu erfüllen, war sein unablässiges Bestreben, und so ward er denn auch, so weit es einem Individuum möglich ist, dies zu erreichen, der Mensch an sich. Vollständig in Uebereinstimmung mit dieser Theorie befindet sich der Anfang von Schillers Künstlern: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige" u. s. w. Dieser Mensch mit dem Palmenzweige ist der Künstler. Derselbe

ist also mit dem Menschen an sich identisch gesetzt. Der Mensch ist Künstler; in diesem Menschen und Künstler aber hatten die Geschwister Lengefeld Schiller wieder erkannt, und Goethen war es nicht anders gegangen. Goethe nennt ja seinen Faust Tollheiten und Possen, eine derselben ist, dass im Faust Mensch und Künstler*) identische Begriffe sind, und in erster Linie bedeutet Mensch so viel wie Schiller, der Künstler, so gleich im Prolog: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst".

Die Erklärung dieser beiden Verse giebt Schillers Brief an Goethe vom 27. März 1801. Wenn es nun also heisst: Der spiegelt ab das menschliche Bestreben, so ist das so viel als er spiegelt das Bestreben Schillers ab, des Menschen der Menschen, der die Gattung repräsentirt. Dieses Bestreben aber ist auf die Kunst gerichtet, der Regenbogen bedeutet also zunächst die Schillersche Kunst, und wenn sich nun dieser über dem Fluss wölbt, der als Sturz von Fels zu Felsen braust, Begierig wütend nach dem Abgrund zu, so ist es die Iris**) (die Schillerin) der Kunst, die in „der Schönheit stillem Schattenlande" sich über Schillers „Lebensfluss" wölbt, mit dem er selbst identisch ist. Aber wenn dann Faust-Goethe sagt: „Der spiegelt ab das menschliche Bestreben," so heisst das, seine, Goethes Kunst, wie sie im Faust vorliegt, spiegelt Schiller, den Dichter und Menschen nach seinem Leben und Wirken

---

*) Daher sagt der Dichter V. 102 im Vorspiel: Der Dichter sollte wohl das höchste Recht, das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt, um deinetwillen freventlich verscherzen! Das heisst: Er sollte wohl aufhören, „der Mensch mit dem Palmenzweige" zu sein. Des Menschen Kraft offenbart sich eben in ihrer Totalität im Dichter, und so sagt denn auch der Dichter ebenda V. 125: Wer wirkt all das Schöne und Grosse, was uns entzückt, „wer sichert den Olymp, vereinet Götter?" nämlich die Dioskuren Schiller und Goethe im Gedichte. Antwort: „Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart!"

**) Französisch heisst der Regenbogen, d. h. Schiller, Arc. Thibaut d'Arc ist Schiller, Johanna d'Arc, die Schillerin, Dunois' Margarete.

wieder. Am farbigen Abglanz des Regenbogens und der Kunst, die Schiller in den vier Weltaltern mit einem Teppich vergleicht, haben wir das Leben. Die Kunst ist ein farbiger Abglanz, denn sie ist nach Schiller ein Spiegelbild desselben, der Spiegel aber wirft dies Bild mit seiner glänzenden Fläche zurück, so dass dasselbe im eigentlichsten Sinne „ein Abglanz" ist, wie der Regenbogen die Sonne, das Symbol der Wahrheit reflektiert. Hier müssen wir noch einmal auf V. 1 11—14 zurückkommen: Allein wie herrlich u. s. w. Der Regenbogen ist als „des bunten Bogens Wechseldauer" bezeichnet, mit Recht, denn obgleich der sprühende Schauer, der ihn bildet, fortwährend wechselt, so ist doch der Bogen dauernd. „Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfliessend" ist er, und auch nach dieser Seite ist er ein recht passendes Symbol für Schillers Poesie, die ihre „Gestalten bald in rein gezeichneten Umrissen plastisch abgerundet hinstellt, bald aber auch nur „in Luft zerfliessend", d. h. nebelhaft verschwommen. Aber wie dem auch sei, die Schillersche Poesie ist „umherverbreitend duftig*) kühle Schauer," sie kühlt und erquickt uns im Sonnenbrande des Lebens, sie duftet nach Nektar. Die Poesie ist nach Schiller ein „wesenloser Schein"; nur Träume und „Schäume" sind es, die uns auch Schiller sowie Goethe zum Besten giebt. Daher ist es recht schön gesagt, dass „Schaum an Schäume sausend" das schöne, hehre Bild des Regenbogens, „der Iris Farbenfeuer" erzeugen. Zugleich erinnert der Schaum an Aphrodite, die personifizirte Schönheit. Wie sie, so ist alles Schöne der Kunst aus Schaum geboren. Freilich „auch das Schöne muss sterben", aber es erzeugt sich immer von neuem, es gleicht „des bunten Bogens Wechseldauer. „Und ob alles im ewigen Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist," und so ist es auch mit der Poesie Schillers; wie verschieden und mannigfaltig auch seine dichterischen Erzeugnisse sind, es beharrt im Wechsel ein ruhiger Geist, alle spiegeln den grossen, herrlichen Geist

*) Vgl. Schiller „des Sieges duft'ger Kranz."

Schillers wieder und auch nach dieser Seite hin passt auf seine Poesie die Bezeichnung „des bunten Bogens Wechseldauer."

Das Motiv des Regenbogens, der sich über eine dem Dichter besonders nahestehende Person wölbt, wie es an unserer Stelle der Fall ist, gehört Schiller an. „Seht ihr den Regenbogen in der Luft? Der Himmel öffnet seine goldnen Thore", ruft sterbend Johanna d'Arc. Sie hat den Hieroglyph, der Schiller und Schillerin bedeutet, in ihrem Namen. Ihr Vorname Johanna bezeichnet sie als Frau des Johann (Schiller). Die Geliebte und Frau des Dichters wird meistens zu seiner Muse, und andrerseits ist die Muse des Dichters in gewissem Sinne seine Geliebte. „Sie ist das Götterkind der heiligen Natur," ruft in der Begeisterung der Liebe Dunois*); ein solches Götterkind der heiligen Natur ist nun Schiller nicht nur selbst, sondern auch die Schillerin, sowohl seine Aphrodite urania als auch seine pandemos.

Johanna heisst „die Gottgegebene," griechisch Dorothea, das „Dienstmädchen" Goethes. Wir sahen oben, dass die beiden Schüler Schiller und Goethe im Spaziergang zweien Dienstmädchen nachlaufen, Christianen und Charlotten. Als ein solches Dienstmädchen der Himmelskönigin**) erscheint nun auch die Schillerin, seine Frau sowohl als seine Muse. Der letzteren verdankt der schwerbedrängte Frankenkönig aus Frankfurt, der schon sein Reich preisgeben will, seine Rettung; in ihrem Dienste stirbt sie. Schillers Drama ist in vieler Hinsicht das Gegenstück Fausts; Zahlreiche Motive desselben sind in ihm verwertet, und wie der Faust hat es einen esoterischen und einen exoterischen Sinn.

Dasselbe Motiv des Regenbogens findet sich in Wilhelm Tell. „Ein Nachen fährt soeben drunter weg", sagt Baum-

*) Spr. Dünä, δύνῃ „du kannst — denn du sollst," Schillers Grundsatz.

**) Maria und Urania.

garten.*) — „Das ist der Stauffacher mit seinem Kahn; „Der Biedermann lässt sich nicht lang erwarten", antwortet Melchthal. Aus Melchthals Munde hören wir die Apostrophe an das Licht, dessen Wesen Goethe erforschte. Melchthal könnte dieser ganz gut heissen, denn in der That ist er der Melech, d. h. der König des Thals; der Name hat dieselbe Bedeutung wie Walter Fürst. Der Name Stauffachers erinnert an den Hohen Stauffen, in dessen Nähe (in Gmünd) Schiller als Kind gelebt hatte. Wenn sich über seinem Nachen der Mondregenbogen wölbt, so ist damit angedeutet, dass wir hinter Stauffachers Maske uns Schiller selbst zu denken haben. Der Bund der Eidgenossen auf dem Rütli ist das Spiegelbild von Schillers Bund mit Goethe.

*) Ein „Baumgarten" lag hinter Schillers Hause in Jena, der darum Herr von Baumgarten heissen könnte.

Intuition und Imagination.

Die Poesie Goethes beruht auf Intuition — dies ist sein eigner Ausdruck —, die Schillers, gleichfalls nach seiner eignen Bezeichnung, auf Imagination. Das erstere Wort bedeutet: Goethe schöpft seine Dichtungen aus dem Leben. Das Schöne, was er selbst geschaut und erlebt hat, erscheint in seiner Poesie von Schlacken geläutert und kommt so zu unserer Anschauung. Das lateinische Wort Intuition ist im Grunde weiter nichts als die Uebersetzung des Griechischen θεωρεῖν. Das letztere bedeutet „Gott schauen", und in der Bibel klingt es noch nach: Selig sind die reines Herzens sind, sie werden Gott schauen. (Vgl. Schillers Künstler V. 91—102.) Nach dem Gesagten ist dies auch hier der Fall. Faust-Goethe schaut — er ist dabei selig — mit wachsendem Entzücken den „Wassersturz" Schiller, der, einer der beiden Dioskuren, θεός ὡς, wie ein Gott ist: θεωρεῖν hiess dann bei den Griechen „ein Fest schauen". Theoria ist ein Fest zu Ehren eines Gottes, der dabei wenigstens im Abbilde*) geschaut wurde; Theoren heissen die Festgesandten, die als officielle Vertreter eines Staats einem Fest beiwohnten. Wenn es nun im Vorspiel heisst: „Und jedermann erwartet sich ein Fest", so ist die Aufführung des Faust als θεωρία bezeichnet; sie ist dies im eigentlichsten Sinne des Wortes, die Zuschauer sind θεωροί, sie schauen Götter, nämlich die beiden Dioskuren, worauf

*) Z. B. in Olympia der Zeus von Phidias. In den eleusinischen Mysterien schauten die Zuschauer sogar ein Drama, in denen Götter-Rollen spielten, und ein solches eleusinisches Drama ist auch der Faust.

hingedeutet ist, wenn es heisst: „Wer vereinet Götter"? Ein Virtuose im Schauen war nach Platons Symposion Sokrates; er übt es wie Goethe am hellen Tage und gerät dadurch in Verzückung (θεία μανία). An diesen θεωρός Sokrates erinnern des Direktors Worte: Sie sitzen schon mit hohen Augenbrauen*) gelassen da und möchten gern erstaunen. „Die Augenbrauen" zog Sokrates in die Höhe, besonders beim Schauen. Wenn nun Faust mit wachsendem Entzücken den Wassersturz schaut, so übt er Intuition.

Schillers Imagination ist davon insofern verschieden, als sie ein traumhafter Zustand ist. Auch Schiller schaut, aber nicht Wirklichkeit, sondern die Imagines der Ideale (εἴδωλα**) und φάντασματα „Idole" und „Phantome".) Imagines heissen die wesenlosen Schattenbilder, wie sie uns im Traum die Phantasie vorgaukelt. Man kann sagen, alle Bezeichnungen, die Schiller in Ideal und Leben auf die Kunst und insbesondere auf die Poesie anwendet, also „Ideal, Bild, Gestalt, Schatten, Schein, Phantom, Gedanke" sind Uebersetzung des einen Wortes Imago, alle dienen dem Zweck, zu veranschaulichen, dass das Kunstschöne nur ein „wesenloser Schein", ein Schatten, ein Nichts sei wie die Schatten***) der Verstorbenen in der Unterwelt und wie die Schattenbilder des Traumes. Schillers Poesien sind Traumbilder, und solche Schillersche Traumbilder, die eigentlich nur Faust erscheinen, sind die Gestalt Ariels und die „anmutigen kleinen Gestalten". Faust träumt, er übt Schillersche Imagination. Wie soll nun der Dichter dem Zuschauer Träume anschaulich machen, die jemand hat, da doch nur der Träumende selbst seine Träume schaut. Es gibt nur ein Mittel, das schon Homer und Aeschylus

*) d. h. βρεντύονται wie Sokrates. Die Zuschauer im Theater sind alle Sokratesse, denn θεωροῦσι βρεντυόμενοι.

**) Εἴδωλον bedeutet wie unser Wort Gestalt auch Gespenst, φαντάσματα Phantome sind eigentlich Spiegelbilder, z. B. im Wasser. Vgl. Platon Staat, 10 und Künstler V. 123.

***) Der arme Schiller war in der letzten Zeit seines Lebens selbst nur ein Schatten, „nur wenig mehr als Geist".

anwendet — der Dichter macht innere Vorgänge zu äussern, wobei freilich leicht der Uebelstand eintritt, dass der Zuschauer doch nicht weiss, ob er es mit der Wirklichkeit oder mit Träumen zu thun hat, weshalb es meist direkt gesagt ist, — dass es sich nur um Träume handelt. Dem Epiker ist dies leicht, schwieriger ist es für den Dramatiker. Ein recht geeignetes Beispiel, an dem man sich klar machen kann, wie der letztere verfährt, gibt Aeschylus in den Eumeniden. Hier sind die Erinyen im Heiligtum Apollons eingeschlafen. Apollon, der Verderber, hat sie in Zauberschlaf versenkt, dass sie träumen. Im Traum nun schauen sie Klytämnestra, die, aus der Unterwelt heraufsteigend, ihnen wegen ihrer Nachlässigkeit Vorwürfe macht. Dass es sich hier nur um einen Traum handelt, ist auf zweifache Weise angedeutet. Einmal sagt die Königin: „Der schlafende Sinn wird durch Gesichte erleuchtet", und dann bezeichnet sie sich im letzten Vers ihrer Rede selbst als Traumbild (Onar). In unserer Scene ist angedeutet, dass es sich nur um Traumbilder handelt dadurch, dass Faust schläft. Aber damit man nicht glaubt, dass es sich um einen traumlosen Schlaf handelt, erinnere man sich, dass Faust inkubiert wie Schiller. Diese Inkubation findet statt, wie wir sahen, im Asklepieion Schillers, seiner grossartig schönen Alpenwelt. Nun ist bekannt, dass die Inkubierenden Heilträume hatten; also Faust träumt.

Wir sehen also jetzt, Faust-Goethe übt sowohl die Imagination als auch die Intuition. Die beiden früher feindlichen poetischen Triebe sind wie ihre Inhaber ausgesöhnt und bestehen neben einander, nur heilsam wirkend; ja, dieselbe Person, Goethe, übt Imagination und Intuition, und also auch nach dieser Seite sind Schillers Worte zur Wahrheit geworden: „Aufgelöst in zarter Wechselliebe, in der Anmut freiem Bund vereint, ruhen hier die ausgesöhnten Triebe".

Unsre Scene ist das Gegenstück von Faust I 1080—1175. Beide Scenen beruhen auf demselben Motive, nämlich

Künstler V. 70*): „Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten, schloss sie die menschliche (Schönheit) allein mit dem verlassenen Verbannten grossmütig in die Sterblichkeit sich ein. Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge" — Ariel um Faust — „um ihren Liebling nah am Sinnenland**) und malt mit lieblichem Betruge Elysium auf seine Kerkerwand". Auf beide Scenen findet das Wort Lessings Anwendung: „Beide Künste (die Poesie und Malerei) stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor: beide täuschen, und beider Täuschung gefällt, d. h. sie malen uns mit lieblichem Betruge Elysium an unsres Kerkers Wand.***) In beiden Scenen malt ein Dämon Fausten Elysium an eine Kerkerwand, denn als einen Kerker bezeichnete Faust selbst seine Studierstube, sein Museum. Eine Kerkerwand ist aber auch die hohe Alpenwand und einen Kerker nennt Schiller im Tell bildlich das Lokal des Vierwalstädter Sees, wo sich Faust befindet. Sowohl Ariel wie Mephistopheles malt Fausten mit lieblichem Betruge Elysium an seine Kerkerwand. Es sind nur schöne Traumbilder, die Faust in der Scene des ersten Teils das Elysium vorgaukeln, aber es ist doch das Elysium, und ein solches ist auch das Paradies. „Ein Paradies wird um mich her die Runde", sagt Faust. Die Traumbilder sind lieblich, denn die Kunst gefällt, und das hatte auch Faust gefordert: „Nur dass die Kunst gefällig sei". Hier wie dort ist Faust ein verlassener Verbannter.

Aber ein wichtiger Unterschied besteht zwischen den beiden Scenen. In der ersten betrügt ein Dämon Fausten, in der zweiten heilt ihn ein solcher. Aber der Unterschied

---

*) Und Aeschylus, Ag. 420: „Traumbilder nahen dem Traurigen und bringen ihm Erquickung (χάριν), aber dieselbe ist nichtig, denn in nichts schwindet das Gesicht, wenn einer Schönes zu schauen glaubt, unter den Händen und fort ist es im Nu, auf Flügeln folgend den Pfaden des Schlummers."

**) Am Land der Sinne, aber auch der Sinnbilder, den „Symbolen des Grossen und des Schönen".

***) Aber der Teufel thut es auch.

ist nur für den Exoteriker vorhanden. Wir nannten sowohl Mephistopheles als Ariel einen Dämon, der im Altertum den Beinamen der Gute hat.*) Er galt den Griechen als ein Heilspender,**) wie er auch Faust II erscheint, aber im christlichen Mittelalter ist Dämon identisch mit Teufel, den Schiller in Fiesko Mephistopheles genannt hatte. Dieser Dämon ist kein andrer als Phöbus Apollon, der ja auch eine doppelte Seite hat. Seinem Namen Apollon gemäss ist er ein Verderber, und als solcher erweist er sich auch im ersten Buche der Ilias***) und am Anfange der Eumeniden den Erinyen gegenüber, und als solchen zeigt er sich auch gegen Faust, d. h. er verdirbt den Philosophen, der als solcher durch das Symbol der Philosophie, das pythagoräische Pentagramma, charakterisiert wird, er versetzt den Philosophen in das Sinnenland der Poesie, d. h. er macht ihn zum Dichter. Der Philosoph, vor allen Platon, der Mann mit der breiten Stirn, hasst die Poesie und nennt sie Betrug. Nach ihm sind die Poëten Goëten — Zauberer und Betrüger, wie der Teufel — und ein solcher Poët ist auch Mephistopheles, d. h. Mephostophiles, der Nicht-Licht-Freund Magus-Schiller, der hier den Menschen Schiller berückt. „Wer wollte sich an Schattenbildern weiden," ruft der Philosoph bei Schiller aus. Nun er weidet sich doch daran.

Als Phöbus ist Apollon Heilspender. Ariel ist Phöbus†), der Strahlende, Glänzende. Vgl. „Wie sie glänzend wandeln

*) Er ist also der antike Agathodämon.

**) Er ist also ein Lucifer, denn Lux hat wie das griechische Phoos die Nebenbedeutung „Heil, Rettung".

***) Das typische Bild der Macht des Verderbers waren im Altertum die Niobiden.

†) Aber doch auch ein Nicht-Licht-Freund, d. h. ein Mephostophiles, denn er wirkt im Dunkel der Nacht, der Mohr Ariel-Schiller. (μαυρός dunkel). Vgl. Lied von der Glocke: doch den Bürger (citoyen Schiller) schrecket nicht die Nacht, die den Bösen (Mephostophiles Schiller) grässlich wecket. Der „Bürger" Schiller geht als „anderer Bürger" am Tage mit dem dritten Bürger „vor dem Thores spazieren.

an dem stygschen Strome.“ Ariel ist „der Menschheit Götterbild“ wie der Apollo von Belvedère; Phöbus-Schiller heilt Fausten. Der schöne Schein ist nur Täuschung, aber wenn der durch drei Asterisken bei Schiller (Poesie des Lebens) angedeutete Plato über denselben ergrimmt ist und ihn als Betrug verwirft, so hat er sehr Unrecht, denn „des Traumes rosenfarbner Schleier fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab, die Welt scheint, was sie ist, ein Grab“, wenn man den schönen Schein verbannen wollte. Das weiss der Arzt Schiller genau, und er verwendet ihn als Arzt.

Die Schlagworte Imagination und Intuition begegnen uns schon in der Scene „Wald und Höhle“ und geben uns die Gewissheit, dass hier hinter der Maske Fausts abwechselnd der Mensch Schiller und Goethe verborgen ist, wie auch hinter der des Apollon-Mephistopheles der Dichter Schiller und Goethe: „Vom Kribskrabs der Imagination hab' ich dich doch auf Zeiten lang kuriert“, höhnt der Teufel Goethe Schillern, der auch „wie eine Kröte“, d. h. wie eine Phryne, also wie eine schöne Frau, „Nahrung“, d. h. Kaffee und Thee „schlurft“, bekanntlich nach Goethe ein sehr verderbliches*) Getränk. Schiller, der Mensch, trumpft den Teufel Goethe gehörig ab. „Verstehst Du, was für neue Lebenskraft“**) u. s. w. und der Teufel Schiller

*) Also apollinisches Getränk.

**) Christ. Schiller wandelt mit dem Teufel in der Wüste wie Jesus Christus. Schiller schreibt 1788 an Charlotte und Karoline: „Rudolstadt und diese Gegend überhaupt, soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden“ (der in Delphi auch der Hain Apollons war), „denn seit geraumer Zeit geht mir's, wie dem Orest, den die Eumeniden herum treiben, den Muttermord abgerechnet und statt der Eumeniden etwas anderes gesetzt, das am Ende nicht viel besser ist,“ nämlich der Teufel. Der Teufel Amor hatte Schillern in eine Wüste geführt, denn Volkstädt war nach Wielands Bezeichnung sein „Patmos“ (bekanntlich eine wüste Insel). Er führte ihn auf einen sehr hohen Berg — den jetzigen Schillerhügel bei Volkstädt. Schiller lebte also damals in Wald und Höhle, denn es wird sich nachher zeigen, dass seine Studierstube eine Löwenhöhle ist. Er lebte aber auch insofern

höhnt den Menschen Goethe tüchtig aus: Ein überirdisches Vergnügen und dann die hohe Intuition — ich darf nicht sagen, wie zu schliessen.“ Doch es ist hier nicht meine Aufgabe, diese Scene zu erklären. Nur das sei noch bemerkt, dass Faust in unserer Scene ein Orestes ist, denn ein solcher ist jeder, der sich in den Bergen aufhält nach der alten Erklärung, nach der Orestes ὁ ἐν ὄρεσιν διατώμενος ist, „der sich in den Bergen aufhaltende“. Diese Erklärung passt vollständig auf Orestes und auf jeden, der schwere Missethat begangen hat, denn von der menschlichen Gesellschaft ausgestossen und als ein wildes Tier betrachtet — als Wolf*)(gang), musste er wie ein wildes Tier in die „Wilderniss“ und Einsamkeit der Berge flüchten aber er fand Sühnung in dieser Bergwelt. In Delphi mit seinem Walde und seiner Korykischen Höhle sühnte den Wolf Orestes der Gott Lykeios Apollon, der Wolfsgott, in seinem Tempel.

---

in Wald und Höhle, d. h. in der Gegend des Parnassus, als er damals die Künstler dichtete. Zu derselben Zeit traf er mit dem Teufel Goethe zusammen, der natürlich in dem rothaarigen, zornigen Gott Thor-Schiller als christlicher Germane gleichfalls den Teufel sah. Vgl. das Folgende. Schiller war damals wirklich ein Orestes, „ein verlassener Verbannter“. Vgl. Künstler. Wie Faust hatte er aus Schwaben fliehen müssen. Aber auch Goethe war ein Orestes, er war nach Italien entflohen, und wenig später erkannte die vornehme Welt in ihm einen grossen „armen Sünder“.

*) Die Rolle des Orest in der Iphigenie hatte Goethe einst selbst gespielt.

Apollon und Orestes.

Θάρσει, καθαρμὸς Λοξίου χερὸς θιγὼν, Ελεύτερόν σε τῶνδε πημάτων κτίσει. „Sei guten Muts, das Sühnopfer des Loxias wird, deine Hand berührend, dich von deinen Leiden befreien", so ruft der Chor*) dem beim Anblick der Erinyen entsetzten Orestes zu (vgl. „Fühl' es vor, du wirst gesunden"), und sein Wort geht in Erfüllung. Orestes flüchtet in das Heiligtum des Apollon und findet Sühnung durch Apollon. Hat dieser Gott doch selbst einst, indem er den Drachen Python erschlug, Blutschuld auf sich geladen und bedurfte der Sühnung, die er auch fand. Wie sollte er sich nicht derer annehmen, die in gleicher Lage sind, wie er einst gewesen war!

Apollon-Schiller hatte einst wie der Griechische Gott einen faulen Kunden moralisch erschlagen (πύθων der Faulende), seinen „väterlichen Freund" Karl, und (später hatte er, der Räuber Karl Moor, einen weissagenden Python, den vates Goethe moralisch gemordet) er hatte wie Apollon flüchten müssen. Wie hätte er sich nicht des Wolfes Orestes-Goethe annehmen sollen!

Obgleich Schiller seine Poesie Imagination nennt, so ist dies nicht so zu verstehen, wie es meist verstanden wird, als ob sie rein dem Lande der Ideale entstamme. Nein, auch sie zeigt recht deutliche Spuren, dass ihr Apollon ein Erdgeist sei, beladen mit den Schmerzen dieser Erde. Wir fassen hier nur die Künstler und Ideal

*) In Aeschylus Choeph.

und Leben ins Auge. In dem Künstler hatten schon die Geschwister Lengenfeld ihren Geliebten wieder erkannt, und wie hätten sie es nicht sollen! Goethen ging es nicht anders. Die ganze erste Strophe schildert eigentlich den Menschen Schiller, und wenn es in den letzten drei Versen derselben heisst: „Herr der Natur, die deine Fesseln liebet, die deine Kraft in tausend Kämpfen übet und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg", so erkennen wir in Goethes Faust des fünften Aktes diesen Menschen mit dem Palmenzweige wieder.

Schiller war ein Flüchtling, „ein Verbannter". Hieran erinnert V. 14—18: „Verlerne nicht die Hand zu preisen, die an des Lebens ödem Strand den weinenden verlass'nen Waisen, des wilden Zufalls Beute fand", und noch deutlicher V. 66—77: „Als alle Himmlischen" (auch Goethe) „ihr Antlitz von ihm wandten u. s. w." Schiller war in Weimar 1788 der Mohr Monostatos, der Alleinstehende, nur auf sich Angewiesene; er hätte untergehen müssen, wenn ihn nicht Apollon, d. h. die Poesie, getröstet hätte: „Wie hättst du, armer Erdensohn, dein Leben ohne mich geführt? — Und wär' ich nicht, so wärst du schon von diesem Erdball abspaziert", sagt Apollon, der Verderber, in Wald und Höhle mit Recht. Apollon, das Ideal, versöhnte ihn mit dem Leben. Er mag ihn vom Selbstmord in der Karlsschule zurückgehalten haben.

Und so stellt auch die Sachlage Schiller in Ideal und Leben dar. Der Mensch ist Orestes; aus diesem „engen, dumpfen Leben" flüchtet er in das Reich des Ideales zu Apollon: „Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen, so flüchtet euch in die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen", d. h. in das Reich Apollons. Am deutlichsten aber ist der Mensch als Orestes charakterisiert, der sich in das Heiligtum Apollons flüchten müsse, in den beiden Strophen, die hinter Str. 3 folgten: „Und vor jenen fürchterlichen Scharen euch auf ewig zu bewahren — Und in einem seligen Vergessen schwinde die Vergangenheit. Keine Schmerzerinnerung entweihe diese Freistatt,

keine Reue, keine Sorge, keiner Thräne Spur. Losgesprochen sind von allen Pflichten, die in dieses Heiligtum sich flüchten, allen Schulden sterblicher Natur. Aufgerichtet wandle hier der Sklave*), seiner Fesseln glücklich unbewusst; selbst die rächende Erinne schlafe friedlich in des Sünders Brust.“ So hat sich auch der Orestes des Aeschylus nach Delphi geflüchtet in des Ideales Reich. Die Erinyen verfolgen ihn, aber im Heiligtum des Gottes wird Schillers Wort zur Wahrheit. „Selbst die rächende Erinne schlafe“, und eigentlich schläft sie auch bei Aeschylus in des Sünders Brust, denn was sind die Erinyen weiter als die personificierten Gewissensbisse des Sünders, „des Vorwurfs glühend bittre Pfeile“. Die Griechen machen Inneres zu Aeusserem, und hierauf beruht fast ihre ganze Mythologie. Und wie der Sohn Agamemnons so flüchtet auch der Wolf Goethe, der neue Orestes, in das Heiligtum Apollon-Schillers, des Gottes mit dem lockigen, blondrötlichen Haar**), und Schillers Wort wird zur Wahrheit: Selbst die rächende Erinne schlafe friedlich in des Sünders Brust, und dies bewirkt Ariel-Schiller als Apollon-Katharsios: „Besänftiget des Herzens grimmen Strauss, entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile. Badet ihn im Thau von Lethes Flut“ damit „in einem seligen Vergessen schwinde die Vergangenheit.“ „Gebt ihn dem heil'gen Licht zurück“, denn Schiller ist wie Apollon ein Lykeios***), ein Lichtgott und Lucifer, wenn er freilich selbst im Finstern haust und so im eigentlichen Sinne zu einem dunklen Ehrenmanne wird, wie es Fausts d. h. Schillers Vater†) ist.

---

*) Auch Monostatos.

**) An den Terrakotten von Tanagra spielt das blonde Haar ins Rötliche ganz wie das Schillers. Aber auch der Teufel und Judas hatten auf der Bühne in den Moralitys rötliches Haar wie Apollon und Schiller. Vgl. Faust II, 2, V. 552—58.

***) Aber auch ein Wolfsgott. Der Wolf des neuen Wodan war Goethe.

†) Er war ein ignobilis vir, Schiller selbst ein Mohr (μαυρός dunkel). Beide waren Ehrenmänner.

Wir sagten oben, die Scene spiele in der Schweiz, aber wie die Gestalt d. h. die Poesie „frei von jeder Zeitgewalt“ ist, so ist sie auch frei von den Schranken des Raumes. Unsere Scene spielt in einem Riesengebirge. Im Ideal und Leben heisst es: „Dann erblicket von der Schönheit Hügel freudig das erflogne Ziel“. Dieser Hügel kommt auch in den Künstlern vor: „Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget“, und ebenso ist er in den Göttern Griechenlands erwähnt: „Und von diesem Hügel rief Cythere, ach umsonst! dem schönen Freund“. Von diesem Hügel sagt Schiller-Ariel in Oberons und Titanias goldner Hochzeit: „Gab die liebende Natur, gab der Geist euch Flügel, folget meiner leichten Spur auf zum Rosenhügel“. Der alte Schalk Goethe wollte alles genau wissen, er fragte sich: Wo liegt dieser Hügel? Seiner Findigkeit konnte dies natürlich nicht lange verborgen bleiben. Faust und Wagner suchen das Bonum. Wo kann man eher hoffen, es zu finden als in Vindobona, liegt doch in dessen Nähe der Kalenberg — ohne Zweifel dieser Berg ist der Schönheit Hügel. Auf ihm findet man das Kalón, das Schöne. Auf ihn geht Faust mit dem Jesuiten Franziskus Wagner, dem Verfasser der historia Leopoldi Magni, spazieren, Karl mit Franz. Griechisch heisst dieser Hügel κήτειος (m. Cetius). Nun „das hat der Zufall gut getroffen“. Die Thüringer machten aus Goethe einen Kete (κήτη Ungeheuer). Vgl. die Anekdote bei Eckermann. Dadurch wird Goethe zum „Ungeheuer“*), oder vielmehr zu einer Mehrzahl von Ungeheuern, aber der mons κήτειος, Schillers Schönheitshügel, wird zum Riesengebirge und zum Gipfelriesen, aber auch zum Kete — d. h. Goethe-Berge. Das Wort κήτειος ist ohne Zweifel die Uebersetzung von Alpe, das hoher Berg, Riesengebirge bedeutet, wie ja die Alpen gar viele Colles Cetii enthalten. Vgl. Col di Tenda, Col de Lautaret, ital. Cima, der Gipfel. Kein Zweifel, unsere Scene spielt in der Alpenwelt, aber

*) Vielmehr zu einem Inbegriff von vielen Ungeheuern, ganz wie der Teufel.

eine solche hat auch Griechenland. Die Umgegend von Delphi ist eine Alpenlandschaft von grossartigem und feierlich ernstem Charakter. Ein Riesengebirge mons Cetius mit zwei Gipfelriesen*) überragt das Heiligtum Apollons und macht das Thal, in dem Delphi liegt, zu einem „Kerker". Apollon liebt wie Goethe und Schiller solche Gipfelriesen, alle drei sind Götter des Lichts. Nun gilt vom Parnassus in erster Linie das Wort Uhlands: „Die Sonne strahlt am ersten hier, am längsten weilet sie bei mir." Deshalb heisst auch der eine Gipfel Lykorea, d. h. Lichtberg**). Angesichts des Parnass hat Faust das Recht, beim Aufgange der Sonne auszurufen: „Hinauf geschaut! Der Berge Gipfel-Riesen verkünden schon die feierlichste Stunde; sie dürfen früh des ew'gen Lichts geniessen, das später sich zu uns herniederwendet". Hell strahlen auch im Morgensonnengold die Phädriaden „die Strahlenden". Hier sieht auch Faust den Wassersturz. Hier stürzt sich die Kastalische Quelle etwa zwanzig Meter herab in einen Felsenriss und durchfliesst dann, „ein Regenstrom aus Felsenrissen", einen Lorbeerhain. Hier ist die Korykische Grotte, „der Aufenthaltsort der Dämonen", hier der ewige Abgrund, von dem Schiller spricht, aber leicht „überbrückt" ihn Apollo wie Schiller mit seinem Apollinischen Dreifuss und der Iris der Poesie***). Die ganze Gegend kann man Wald und Höhle nennen. Hier waltet der Dämon des Abgrunds, Abbadon-Apollon. Ja gewiss, er ist ein Teufel, ein Betrüger, ein „Lügner", ein Verderber. Er malt mit lieblichem Betruge Elysium an unseres Kerkers Wand, dieser Goëte (Zauberer, Gaukler, Wundermann). Er ist ein Verderber, er verdirbt mit seinem „teuflischen Lügenspiele" den Philosophen Schiller, ja er spiegelt diesem asketischen Kalan ein „himmlisch Bild" von einem Mädchen vor, so dass sich derselbe rasend verliebt und zum „Galan" wird.

*) Die Franzosen nennen solche Joche Cols (colla). Der Sankt Gotthardt ist also auch ein Col und der Parnass ebenso.

**) In der Sprache des Mohren Schiller Kohinur und Dschebal en Ur(i).

***) Sie sind daher beide pontifices maximi. Vgl. die Hexenküche.

Apollon wird so zum „Teufel Amor", zum Kuppler, wie denn auch Goethe in der zweiten Epistel Apollon „den kuppelnden Dichter" nennt.

Die Bibel erzählt, dass der Teufel Jesum*) (ἰάομαι heilen und σωτήρ) den Heiland auf einen sehr hohen Berg führt. Mit ihm hat Schiller manche Aehnlichkeit. Beide führten ein heiliges und reines Leben, beide waren asketische Philosophen, beiden gilt der Grundsatz: nur am Scheine mag der Blick sich weiden, beide dichteten Parabeln, beide sind hohe Propheten und Meister der Weisheit und haben viele Schüler, und beide bekämpfen den Teufel, der ein Goëte ist, beide waren Aerzte (Heiland). Der Teufel führt auch Faust auf einen sehr hohen Berg und zeigt ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten. Es ist kein Zweifel, dass ihn der Verderber auf seinen Parnassus führte. Hier zeigte er ihm „alle Reiche der Griechischen Welt und ihre Herrlichkeiten". Sie lagen zu seinen Füssen, und er sah herab auf sie „die kleinen Reiche dieser Welt", wie die Schillerin Johanna d'Arc auf die kleinen Reiche der thüringischen Welt, wie der Dichterpapst Gregor-Goethe im Tasso. Hier facht auch der Peirates (Versucher und Räuber) seine Liebe zu Maria (in Rudolstadt) an, die im Mittelalter den schmückenden Beinamen Margarete, Perle, hat. Aber Faustus-Schiller kennt diesen „Schandgesellen" (Aeschylus**) und ruft ihm wie Jesus zu: „Verruchter,***) hebe dich von hinnen."

Schillers Leben in Weimar von 1787—89 war zwischen Wald und Höhle geteilt. Meistens steckte er wie ein Dachs (ital. Tasso) in der Höhle seines Museums, d. h. im Tempel Apollons. Doch bisweilen ging er in dem Park Weimars spazieren. Später in Jena erwarb er ein eignes Haus, die heutige Sternwarte, mit einem Baumgarten, und

*) Auch er ist ein Faust, d. h. ein Freund des Lichts und Heils und ein grosses Genie.

**) Aeschylus entfacht im Schiller die Begier nach der Perle der Griechischen Poesie, Amor die zu Ch. Beide sind „Schandgesellen".

***) Er wird dadurch zum μαργῶς ἀργιτός. Vgl. u.

so lebte er auch hier in Wald und Höhle. Hinter seinem Hause sah er die Phädriaden, schimmernde Berge aus Kalk. An seinem Museum fliesst der Leutra Bach vorbei, der hier einen „Wassersturz“ bildet. Hier schwebte Ariel-Schiller im Reiche des Ideals, d. h. er sass auf seinem Dreifuss und „überbrückte den ewigen Abgrund“ mit der Iris seiner Poesie. Er lebte immer auf dem Parnass. Schillers Haupt aber selbst war der Gipfel eines Riesen und strahlte rötlich, denn er war wie an Geist, so an Körper ein Riese, so dass Goethe zu ihm hinaufschauen musste. Auch nach dieser Seite haben also Fausts Worte ihre Berechtigung: „Hinauf geschaut! Der Berge Gipfelriesen*) verkünden schon die feierlichste Stunde.“ Die Stunde, in welcher Schiller Goethen zur Beteiligung an der Herausgabe der Horen aufforderte, war für letzteren „die feierlichste Stunde“, und sie ist es auch für uns, denn von dieser Stunde (Hora) an datieren die herrlichen Werke, auf die Deutschland stolz ist.

Dem Lokale unserer Scene wie dem Delphis entspricht am meisten die Gegend um Andermatt im Urseren-Thale und den Vierwalstätter See. Urseren liegt auf einer Hochebene wie Delphi und wird durchflossen von einem wilden Gebirgsflusse, der durch eine schauerliche Gebirgswildnis „begierig wütend von Sturz zu Stürzen nach dem Abgrund zustürmt“. Wo die Wildnis am schauerlichsten ist, wölbt sich die Teufelsbrücke über einen 33 Meter tiefen Abgrund, „durch den die Reuss in einem hundert Fuss hohen grossartigen Sturz donnernd über Felsen dahinbraust und mit ihrem hochaufspritzendem Wasserstaub die Felsenwände benetzt“. Hier ist das Urner Loch, auch eine Höhle. Es fehlt nicht an einem heiligen Haine. Hier schaut man hinauf zu dem Gipfelriesen des Sankt Gotthardt. Weiter abwärts beruhigt sich die Reuss in dem Vierwalstätter See.

*) Aber auch als Gipfelriese behält er seine Alp-Natur. Goethe spielt mit dem Worte Alp. Der Alp, incubus, der inkubiert, und die Alp, der hohe Berg. Der Dichter der Räuber ist der Gipfelriese des französischen Berges in der Nationalversammlung.

Das Riesengebirge des Gotthardt und das Urseren-Thal war Goethen in besonderem Grade lieb und wert. Das Urseren-Thal, sagt er, „ist mir unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste“, und Müller schildert es als eine Art Elysium, ein Paradies: „Hier lächelt gleichsam die ganze Natur. Alles ist grün; durch die ganze Gegend wallt hohes Gras, belebt mit allerlei Blumen“, weswegen Faust auf blumigen Rasen gebettet werden kann. „Alles durchschlängelt die Reuss, da ist Urseren an der Matte, ein schönes Dorf, an den Hügeln weidet Vieh; über dem Dorf steht ein alter, unverletzbarer Hain, ihm wider die Schneelawinen sicherer Schirm. Das ganze Thal ist von starrer Wildnis umgeben.“ Es ist ein Thal, wie es Schiller in der Thalia in der Reise auf den Montanvert schildert: „Hier fliehet der Winter nicht vor dem Frühling; eine Jahreszeit bietet verträglich der andern die Hand. Man wünscht hier seinen Lauf endigen, hier bleiben zu können.“

Der Gotthardt war, wie gesagt, Goethes Lieblingsberg, ein Mons Ketius, ja er war ihm der König unter den Bergen. „Der Gotthardt ist zwar nicht das höchste Gebirge der Schweiz“, heisst es in den Briefen aus der Schweiz, „doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andern, weil die grössten Gebirgsmassen bei ihm zusammen laufen und sich an ihn anlehnen. Ja, wenn ich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die übrigen Gebirge gesehen, erzählt, dass sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen.“ Seine Koryphé (Gipfel) ist also eine „Königin“, die Krone der Alpen.

Der Weg nach dieser Gegend heisst die Strasse der Schrecken, und diese Gegend selbst schildert Schiller in seinem Bergliede als Himmelreich und als Reich des Ideals. Dasselbe hat neben seinem wörtlichen Sinn noch einen tiefern, symbolischen. Darum schickte es der Dichter an Goethe als eine „Aufgabe zum Dechiffrieren“. Goethe antwortet, dass das Lied nichts weiter sei als „ein recht

artiger Stieg auf den Gotthardt, dem man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann.“ Dass er den Sinn desselben richtig erraten habe, zeigt er erst in unserer Scene, die wahrscheinlich 1804, in demselben Jahre wie der Alpenjäger und das Berglied entstanden ist. Das letztere Lied ist allerdings ein recht artiger Stieg auf den Gotthardt, aber auch ein Gleichnis wie die Gleichnisse Jesus, und dasselbe gilt für den Alpenjäger. Seine Bedeutung lässt sich kurz zusammenfassen in die Worte: „Erdenleben und Himmelreich“ oder „Ideal und Leben“.*)

*) Schillers Berglied ist in Rätseln gehalten und seine Schilderung des Gotthardt entspricht nicht der Wirklichkeit, er macht ihn zum Atlas und zum Parnass. Der Atlas, der „Pfeiler“ des Himmels, trägt das Himmelreich auf seinen Schultern. Dasselbe gleicht nach der Bibel einer Perle (Margarete). Die Verkörperung desselben ist im Mittelalter „die Jungfrau“, welche „die Zier des ganzen Geschlechts“, den Beinamen Margarete führte. Sie ist eine Himmels-„Königin“ und eine Urania. Aber auch das Reich des Ideals ist ein Himmelreich, und Urania, die Herrscherin desselben (Vgl. Künstl.) ist gleichfalls eine „Königin“ und „Jungfrau“, aber freilich auch zugleich wie Maria eine „reine Magd“. Sie dient den Dichtern. Nach der Anschauung des Mittelalters thront die Jungfrau über Gott Vater und Sohn, er ist ihr Atlas, wie der Parnass mit seinen beiden Gipfeln der Atlas Uranias ist. Die beiden Gipfel des deutschen Parnass sind Schiller und Goethe. Beide haben ihre Geliebten zur „Margarete“ und „Jungfrau“ verklärt, so dass auch sie als „Königinnen hoch und klar auf unvergänglichem Throne sitzen“, geschmückt „mit der diamantenen Krone der Poesie“, welche διὰ μαντείων zu uns spricht, wie das Berglied.

Der Name Ariel.

„Für einen, der das Wort so sehr verachtet", wie Faust, wird die Frage nach dem Namen Ariel klein erscheinen, aber das Wort, der Name, giebt oft Aufschluss über die Sache. Der Name Ariel stammt aus dem Hebräischen und heisst „Löwe Gottes". Ein solcher war Schiller. Als Löwen, der sich auf die Tyrannen stürzt, hatte er sich auf der Titelvignette der Räuber darstellen lassen, aber freilich der Löwe ist schlecht geraten und sieht fast aus wie ein Pudel.*) Vielleicht bezieht sich auf diesen Löwen die Frage Fausts: „Für was hältst du das Tier"? Wagner antwortet bekanntlich: „Für einen Pudel". Er ist „der Studenten (in Jena) trefflicher Scolar", d. h. „Schüler". Schiller hatte noch einmal Schüler werden müssen, um zu lehren. Indem er lehrte, war er zugleich der Scolar der Studenten. Als Löwen bezeichnet sich auch Fiesko d. h. Schiller selbst wiederholt, und seine Frau heisst Leonore, Löwin, was für die Erklärung des Bergliedes zu beherzigen ist. Aber freilch als Mutter der Goethen so verhassten Räuber, die als Schillers Spiegelbilder „Riesen" sind wie er selbst, ist auch er eine Löwin. Herder hatte in Strassburg die Entdeckung gemacht, dass Goethe von den Göttern stamme: „Der von den Göttern du stammst" (vgl. Dichtung und Wahrheit S. 350). Daher war er selbst ein Gott, und Schiller, der „rote Leu, ein kühner Freier", der im lauen Bade Lauchstädt der Lilie Charlotte vermählt d. h. verlobt worden war, war der Löwe d. h. Streiter

*) Ein „schwarzer Hund", wie er nachher bezeichnet wird. Er ist der „beflügelte Hund des Vaters Zeus", wie Aeschylus den Adler nennt.

Gottes. Als solchen bewährte er sich im Xenienkampf und in der Jungfrau, die grossen Teils eine Apologie Goethes ist. Aber Ariel nennt der Prophet Jesaja auch den heiligen Berg Moria. Ein solcher ist auch Schillers Gotthardt (im Bergliede), und Ariel ist gewissermassen der Berggeist dieses Berges. Aber nach Kratylus stammen viele Worte einer Sprache aus anderen Sprachen. Griechisch heisst ari sehr, und Ariel würde „sehr Gott" bedeuten. Sehr-Gott heisst aber auch Gott-hart. Aber Ariel kann auch nach Kratylus Verkürzung von Arielios „sehr Sonne" sein.*) Schiller mit seinem langen, goldrötlichen Haar glich dem Helios. Vielleicht hat ihn Goethe scherzweise so genannt. Es kann sich hier natürlich nur um Vermutungen handeln. Mag man über diese etymologischen Scherze, „das witzigste Spiel von der Welt", denken, wie man will; dass Goethe sie liebte, ist von ihm selbst bezeugt. Ohne sie wird man niemals zu dem tiefern Verständnis des Faust und Tasso gelangen. Schiller scheint auf dieselben eingegangen zu sein. Auf ihnen beruht, wie es scheint, das Berglied nach seinem tiefern Verständnis. Schiller war ein Nachtkauz, Otus und Ephialtes (ein Inkubus, Alp). Als Alp Gotthart trägt er seine Älpin Charlotte, die kalte, verschlossene Jungfrau. Angeregt ward er wohl zu dem Gedichte durch den Stiftungsbrief des Zürcher Frauenmünsters, welcher den Kanton Uri als Pagellum Uraniae bezeichnet. Dass er denselben kannte, beweist die Rütliscene, wo Rösselmann sagt: „Der grossen Frau von Zürch bin ich vereidet". Es ist Urania, die „Jungfrau, die seit Ewigkeit verschleiert sitzt", welche auf dem Gotthart thront. Als Schönheit ist sie nach Xenophon (Gastm.) eine „Königin". Aber „die Schönheit wird zum Kind", nämlich zum Kind Charlotte. Diese hatte ihren Galan drei Jahre durch Kälte auf harte Proben gestellt. Helios-Schiller vermochte sie nicht zu „erwärmen". In der Jungfrau von Orleans hat er sie „vergoldet".

*) Faust möchte immer der Sonne nachfliegen, ist also sehr „sonnenhaft", was Arielios auch bezeichnet.

Schillers Berglied.

ΑΙΠΕΙΝΑΙ ΣΟΦΙΑΙ, Pindar.

Um zum vollen Verständnis von Schillers Berglied zu gelangen, sind einige Vorbemerkungen notwendig. Zunächst ist zu beherzigen, dass der Stiftungsbrief des Frauenmünsters in Zürich das Ländchen Uri als Pagellum Uraniae bezeichnet. Diesen Namen führt es mit Recht, denn katholisch, wie es ist, verehrt es eifrig seine Urania, seine Himmelskönigin Maria-Margarete. Aber Schiller leitet Pagellus von Pagus Berg ab und bezieht es auf den Sankt Gotthardt. So wird dieser zum Schönheitshügel, d. h. Col der Urania, und es fehlt nur noch die Urania selbst, um als „Königin" darauf zu thronen. Indessen Schiller gerät nicht in Verlegenheit. Er setzt „die Jungfrau" (der Berner Alpen) auf den Gipfel des Gotthardt. Diese entspricht allen Anforderungen, die er an die Urania stellt. In den Himmel hineinragend ist sie an sich eine Urania, und als Königin der Schweizer Alpen ist sie ja auch allgemein anerkannt. Für die Jungfrau aus der französischen Schweiz hat er, der französische Bürger*), natürlich eine besondere Vorliebe, hat er doch selbst eine solche geheiratet, und es ist eine gar schöne Jungfrau, diese Aelpin. Ueber zwei gar herrlichen Schönheitshügeln (μαστοὶ) ragt empor ihr königliches Haupt, und wenn es in den Künstlern von Urania heisst, dass sie in hehrer Majestät eine Glorie von Orionen ums Angesicht trage, die ja Brillanten, d. h. Diamanten des Himmels sind, so kann Schiller von der Jungfrau mit Recht sagen: „Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar mit

*) Sie ist als Bürgerin der freien Schweiz ein „Bürgermädchen".

diamantner Krone". Aber ihre Diamanten sind von Schnee und Eis. Es ist eine kalte, unzugängliche Jungfrau, wie Charlotte war. Die Sonne kann sie nicht erwärmen, sondern nur vergolden und bewirken, dass sie in allen Farben schillert. Sie ist eine Schönheit und eine Schillerin.*)

Es ist ein stark Stück, das Schiller hier zu stande gebracht hat, einen so schweren Berg auf den andern zu versetzen, denn das hat er gethan. Er, der sonst nur wie Aeschylus Prachtreden auf Prachtreden türmt, hat hier die Jungfrau auf den St. Gotthardt getürmt.**) Nur er kann es leisten, denn er ist der Titan Otus. „Es muss auch solche Käuze geben," bemerkt er im Faust gegen seine „liebe Puppe", wie er seine Frau gewöhnlich nannte. Damit sagt er, dass das „Ungeheuer" Goethe ein Tagkauz sei, und er giebt zu, dass er ein Nachtkauz, Otus,***) sei. Dieser neue Otus hebt die Jungfrau so leicht auf den Gotthardt, wie die beiden Riesen Otus und Ephialtes den Pelion auf den Ossa, so leicht, wie er seine liebe Puppe und „kleine Maus" hebt. Vgl. Faust II, 2, 985—1008.

Aber wenn er es nun thut, so gewinnt der Moor einen Brillanten, einen ganz einzigen Schatz (Margarita), dessen Kalette das schillernde Haupt der Jungfrau ist. Wie wird sich der Riese Gotthardt freuen, dass er eine so hübsche Kalette d. h. kleine Schöne bekommt. Er hat dasselbe Glück wie Schiller und sein Freund Goethe, dessen Frau besonders nur eine „kleine Person" war. Dass sie falle, brauchen wir nicht zu befürchten, er hält gewiss die Geliebte empor wie Goethe die seinige und wie Hermann seine Dorothea†). Jenes ist ganz ein solches Paar wie

*) Sie war damals auch noch eine reine Jungfrau, ein Kind.

**) Diese Ansicht wird bestätigt durch die Worte des Seismos, Faust II, Akt 2.

***) Er ist auch ein Ephialtes, d. h. Alp, Inkubus. Ephialtes Schiller verrät als Oktavio seinen besten Freund Friedland-Schiller.

†) Der Riese Gotthardt wird dadurch zur Stütze Uranias, wie Hermann zu der Dorotheas. So war Atlas die Stütze des Himmels (kion uranu). Aber Stützen sind ihrem Namen nach auch die Asen (Ansen), deren Namen vielleicht mit Hans zusammenhängt. „Der grosse Hans" (Johannes) ist die Stütze Uranias.

Hermann und Dorothea: „Sie drohte zu fallen, eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling die Hand aus, hielt empor die Geliebte, sie sank ihm leis auf die Schulter. Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er, starr wie ein Marmorbild." Die Frau soll die Krone des Mannes sein. Hier ist es der Fall. Wie die Blumenkrone der Lilie ragt diese Schillerin über ihren Riesen empor. Es ist die Jungfrau „Weisheit". Leicht trägt der Alp die Aelpin. Wie wird sich der Wanderer, d. h. Goethe, freuen, wenn er, durch das Urner Loch kommend, sein geliebtes Paar erblicken wird. Der Gotthardt ist der Pagellus Uraniae, aber das ist auch Gott — im Sinne des Mittelalters. Der Gotthardt ist ein Symbol Gottes. Bedeutet ja doch sein Name sehr Gott, also den höchsten Gott. Nach der Anschauung des Mittelalters ist die Himmelskönigin die Geliebte Gottes. Gott und die Jungfrau ist der Wahlspruch wie Johannas, so des ganzen Zeitalters. Aber nach Herder kommt von Gott der Name Goethe und ist wohl gleichbedeutend mit ihm. Goethe ist sehr Gott Apollon und Schiller sehr Goethe. Auch Goethe trägt, ein neuer Atlas, leicht auf seinen Schultern Urania, die jungfräuliche Göttin der Poesie (vgl. Schillers Künstler), und dasselbe gilt von Schiller**). Sind doch beide Dioskuren, und übrigens ist Schiller, „der Uebermensch" und Riese, ein Inkubus, ein Alp. Es versteht sich von selbst, dass ihm die Aelpin nicht schwer wird. Zum Gotthardt war er geworden, seitdem er sich eng an den Gott Apollon-Goethe angeschlossen hatte.

Aber auch in anderem Sinne waren Schiller und Goethe Pagelli Uraniae. Die Geliebte, die gewöhnlichen Menschen

**) Jeder von beiden ist zugleich ein Pagellus, d. h. ein Page der Urania, wie Cherubin in Figaros Hochzeit der Page der Gräfin Alma Viva, der lebenden und lebenspendenden Huldin, ist, der himmlisch guten. Page kommt von παιδίον. Der Genius ist ein Kind. „Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin". „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

nur eine Aphrodite pandemos ist, wird meist für den Dichter zur Urania. Sie begeistert ihn zu poetischen Schöpfungen, und wenn schon jedem gewöhnlichen Sterblichen seine Geliebte als „ein himmlisch Bild“ und als „ein Gebild aus Himmelshöhn“, also als eine Urania erscheint, so feiert der Dichter seine Herzenskönigin als solche. Die eine Glorie von Orionen ums Angesicht, in hehrer Majestät, nur angeschaut von reineren Dämonen im Himmel thront, die herrliche Urania, d. h. die Himmelskönigin Maria-Margarete, mit abgelegter Himmelskrone steht sie im Faust als Schönheit vor uns da, als Kind, und ebenso in der Jungfrau von Orleans, und betrachten wir diese Gestalten genau, so erkennen wir in ihnen Christiane und Charlotte*) wieder. Die irdische Geliebte ist hier zur Idealgestalt, zur Urania — aber auch zum „Dienstmädchen“ geworden. Indem nun aber Schiller bezüglich Goethe die geliebte Last, die Magd, seine Pelátis, trägt, ist er Dienstmann, Pelátes, aber freilich auch „Freund, Nachbar“**) und Ehemann. Die Aphrodite pandemos ist das Sinnbild der Urania.

Goethe mag mit seinem schalkhaften Humor Schillern aufgezogen haben, dass er, der Dichter der Räuber, in welchen der Geist des jakobinischen Berges waltet, der eigentliche Urheber der Revolutionserschütterung (Seismos, Revolutionsgeist in jeder Hinsicht) und der Geist des Berges sei. Als solcher Berggeist und „Bergesalter“ erscheint nun Schiller, wenn er sich als Gotthardt darstellt, aber auch Goethe. Er kann sich dabei auf Musäus berufen. „Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar“ u. s. w., heisst es in der Legende von Rübezahl, die Goethen zu einem reichen Quell

*) Nicht die Gräfin Egloffstein war das Modell zu Schillers Jungfrau.

**) Mit „Herr Nachbar“ werden die guten Hausgeister, Kobolde und Spiritus familiares angeredet. Ein solcher ist der Berggeist des Riesengebirges nach Prätorius, aber auch Schiller ist ein guter Hausgeist.

von poetischen Motiven geworden ist. Wir können wohl annehmen, dass Musäus mit seinem Kraftgenie Goethen selbst gemeint hat. Aber mit noch mehr Recht durfte der Dichter der Räuber den Ausdruck Kraftgenie auf sich anwenden. Indem er es thut, wird er zum Berggeist, dem Geist des Riesengebirges, und ein Riesengebirge ist es ja auch, welches Otus Schiller hervorgebracht hat, wenn er die Jungfrau auf den Gotthardt türmt, und dieses Riesengebirge hat zwei Zinken*), Koppen, in deren Mitte sich in Pyramidenform seine Spitze erhebt; es gleicht dem eigentlichen Riesengebirge mit der schwarzen Koppe, Schneekoppe und kleinen Koppe, nur ist es natürlich grossartiger. Dass die Riesenkoppe „die Königin" des Himmels trägt, d. h. ihre Kapelle, ist wohl bekannt. Aber Schillers Gotthardt trägt die „Jungfrau" selbst, er ist ein heiliger Berg wie der Moria und ein Parnass wie die Koppe nach Musaeus. Sein Geist heisst nicht Rübezahl, sondern Ariel. Beide sind Elfen.

Doch Pagellus heisst auch das Dörfchen und dessen Bezirk. So wird denn Urseren und dessen Thal zum Pagellus Uraniä, und es ist, je nachdem Urania als Himmelskönigin Maria oder als Göttin der Kunst gefasst wird, das Himmelreich oder das Reich des Ideals,**) jedenfalls ein Paradies, und vollständig passt auf dieses schöne Thal Schillers Ausdruck „der Schönheit stille Schattenlande", denn an der Nordseite des Col. Gotthardt gelegen, des „Schönheitshügels", ruht es im Schatten.

---

*) Die beiden „Zinken" des Parnass, woraus Goethe eine „Gabel" macht. Nach griechischer Vorstellung ist der Berg Tmolus, auch ein Götterberg, der Thron der Kybele.

**) Asgard im Gegensatz zu Midgard, das als Heim der Menschen auch Manaheim, d. h. Mannheim, hiess. Mannheim war für Schiller Midgard. Goethes Reich ist ihm Asgard. Asgard ist Fausts und des Berggeistes „Lustgarten".

Wir müssen sodann noch einen Blick werfen auf Schillers Leben und sein Verhältnis zu Goethe. „Nimmer darf man den Sohn eines Löwen (Skymnos) in der Stadt nähren," sagt Aeschylus in Aristophanes' Fröschen, „aber wenn er darin aufgewachsen ist, so muss man sich in sein Naturell schicken und ihm dienen." Diesen Ausspruch des grossen Propheten hat Goethe wohl beherzigt und befolgt. Er diente Schillern seit 1794 in herzlichster Liebe, und Schiller ihm, sie waren einander Famuli, wie ja schon ihr Vorname Johann auf das Dienen deutet. „Johann, spann' den Wagen an," heisst es bei Musäus, Johann spannte seinem lieben Herrn „den Wagen der Musen" an, von dem Pindar redet.

Das Leben Schillers gleicht der Reuss*). Karl, der Duodez-„Nebukadnezar" und Director der Karlsschule, „der väterliche Freund", hatte den königlichen Geist Schiller in so kleinlicher, nichtswürdiger Weise gequält und geknechtet, wie der Landvogt Gessler, den dafür der Zauberschütz erschiesst. Aber, „wenn der Menschheit Leiden euch umfangen, wenn Laokoon der Schlangen sich erwehrt mit namenlosem Schmerz, da empöre sich der Mensch", der bekanntlich Schiller ist, „es schlage an der Himmelswölbung seine Klage und zerreisse euer fühlend Herz! Der Natur furchtbare Stimme siege und der Freude Wange werde bleich, und der heil'gen Sympathie erliege das Unsterbliche in euch." Schiller spricht von den Räubern. In ihnen hatte er seinem namenlosen Schmerz Luft gemacht; an des Himmels Wölbung schlägt hier seine Klage und zerreisst unser fühlend Herz. Die Räuber sind keine Idealschöpfung, sondern der wilde Aufschrei eines königlichen Geistes, der sich gegen seine schändlichen Peiniger empört. „Von Klippen eingeschlossen" hatte sich Schillers Fluss des Lebens und der Poesie „wild und schäumend" ergossen wie die Reuss unter der Teufelsbrücke. Seine Räuber

*) Reuss heisst Riese. Das Reussenland der Sage ist die Lombardei, umfasste wohl aber auch das Flussgebiet der Reuss, das Land der Alpenriesen.

sind Teufel, „wie sie zum Glück der Welt nicht existieren“ (Schiller, Ankündigung der Thalia), und das ganze Stück ist zwar auch eine Regenbogenbrücke der Poesie, aber eine Teufelsbrücke. Wie sich aber die Reuss im Vierwaldstätter See beruhigt, so war auch der Lebensfluss Schillers und der seiner Poesie ruhiger geworden während seines Aufenthalts in den vier Waldstädten Leipzig mit seinem Rosenthal, Dresden mit Körners Weinberg und Waldschlösschen, Weimar mit seinem Park, Rudolstadt mit seiner Umgebung von waldigen Hügeln. Es waren seit der Dichtung der Räuber „an die zehn Jahre“ vergangen. Schiller sass noch immer im „Kerker“, aber es war ein freiwillig gewählter. Er war jetzt Magister geworden und konnte wohl sagen: „Heisse Magister, heisse Doktor gar“, aber darauf legte er ebensowenig Wert wie Faust. Wichtiger für ihn war es, dass er „der Dichtung heilige Magie“ (Künstler) nach neuen geläuterten Grundsätzen übte. Er hatte den antiken Phylax von Eleusis kennen gelernt, den alten Löwen Aeschylus, der als treuer Hund Phylax auf dem Dache der Atreïden*) (Ag. 124) d. h. der unerschrockenen Marathonskämpfer für seine „berühmte“ aber tückische und treulose Herrin Athen Wache hält, und die Rolle eines treuen Wachtposten spielend, „Intuition“ übt. Er ist so zugleich Spectator und Guardian. Aber Schiller hatte noch einen zweiten Löwen kennen gelernt, der ihm nicht soviel Freude machte als der ihm geistesverwandte alte Löwe von Marathon. Hatte sich der alte „Schandgeselle“ Aeschylus selbst einem Hunde gleichgestellt, so war es andrerseits Schiller, welcher in Goethe einen Schandgesellen und in dem Löwen wie Wagner und die alten rothaarigen Germanen einen Hund erblickte. Dem königlichen Löwen Schiller war der Gedanke unerträglich, dass neben ihm ein andrer Löwe herrschte. „Dieser Mensch, dieser Goethe

*) Aeschylus leitet Atreïden ab von ἀ- und τρέω (sie wanken nicht in der Schlacht) und erklärt es durch μάχιμοι und λήμασι πιστοί. Nach Platon (Kratyl.) enthält Atreus ἄτρεστος und ἀτειφής, er erklärt seinen Kratylos-Aeschylus, das „Kraftgenie“ richtig!

ist mir einmal im Wege", schreibt er an Körner. Er hatte gegen ihn das Gefühl, wie es Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben mögen. „Ich könnte seinen Geist umbringen und wiederum herzlich lieben". Aber auch Goethen war Schiller keineswegs sympathisch (vgl. Goethe, Erste Bekanntschaft mit Schiller). Eine Löwin, welche solche Junge geworfen hatte wie die Räuber, war ihm verhasst. Der Beifall, den dieselben gefunden, hatte ihn „erschreckt", er fühlte sich „beseitigt" und in seinem Streben „gelähmt". Also auch ihm war Schiller im Wege. Gewiss wünschte er ihn über alle Berge, den Berggeist, aber er war in Weimar sein Nachbar (πελάτης). Ohne Zweifel hatte er gegen ihn das Gefühl, wie es Aeschylus gegen Perikles gehabt haben mag. Wie diesem Dichter Perikles, dessen Mutter kurz vor seiner Geburt geträumt hatte, sie gebäre einen Löwen, als tollkühner Waghals und Revolutionär erscheinen mochte, der Athen zu Grunde richten würde gleich einem Löwen, der bei der Herde aufgewachsen und daher zahm ist, der aber doch schliesslich sein Naturell nicht verleugnet und in die dem treuen Phylax anvertraute Herde einbricht, so mochte wohl Goethe in dem Dichter der Räuber den Löwen sehen, der das Reich der Poesie, als dessen Wächter er sich betrachtete, arg zerrüttet habe und zu Grunde richten würde. „Ein Mann zog als Haustier einen räuberischen*) Löwen auf (Ag. 717) als Milchbruder (des Sohnes des treuen Phylax), einen Löwen, der gar sehr die Brust (seiner Nährmutter — Athen) liebte (φιλόμαστος). In seiner Jugend war er zahm und eine Freude der Kinder und Greise (und auch wohl des alten, ehrwürdigen Phylax Aeschylus, des guten Hirten). Oft ruhte er auf seinen Armen (wie der Löwe Achilleus auf denen des greisen Phönix*) wie ein kleines Kind, freundlich nach seiner Hand blickend — vom Hunger getrieben.

*) Einen Sinis, den bekannten Consorten des Räubers Skiron. Auch dem Aeschylus war also wohl der „sehr berühmte" Räuber Perikles herzlich zuwider.

Erwachsen jedoch zeigte er das angeborene Naturell seiner Eltern, denn seinen Pflegern vergalt er den Dank dadurch, dass er in die Herde einbrach.“ Der Löwe Schiller war der Milchbruder Goethes. Dieselben Brüste der Urania, zwei „Schönheitshügel“ hatten sie genährt, und die beiden Löwen liebten sie**), denn sie waren Aeschyleische Löwen, dieselbe Mutter, Germania, hatte sie geboren, und dieselbe Grazie, Frau von Stein hatte sie bemuttert, aber es waren feindliche Brüder wie die in der Braut von Messina, und ihre Mutter Germania, Urania und Frau von Stein konnte ausrufen wie Isabella***): „Ihr habt sie unter euch in freudiger Kraft aufwachsen sehen, doch mit ihnen wuchs aus unbekannt verhängnisvollem Samen auch ein unsel'ger Bruderhass empor. Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut; an diesen Brüsten nährt' ich beide gleich†), gleich unter sie verteil ich Lieb' und Sorge und beide weiss ich kindlich mir geneigt. In diesem einz'gen Triebe (dem Eros uranios) sind sie eins; in allen andern trennt sie blut'ger Streit.“ Der Löwe Schiller blickte freundlich nach der Hand des Phylax Goethe, der Not gehorchend, und dieser verschaffte ihm Brot, die Professur in Jena, aber Schiller vergalt ihm schlecht. Er wurde „der Priester“ von Goethes „Ate“, der Verderberin Frau von Stein. Um so inniger liebten die beiden Brüder einander später.

Ein zweites für Goethe so wichtiges Ereignis wie für Schiller war es, dass sich Schiller 1787 verliebte. Die furchtbar herrliche Urania, die in hehrer Majestät verzehrend über Sternen geht, hatte sich ihrer Herrlichkeit entäussert, sie hielt es nicht für einen Raub, dem Gott Thor gleich

---

*) Aeschylus kann leicht der Kriegskamerad und Hausfreund des Xanthippus gewesen sein.

**) Urania war für beide eine Beatrice, d. h. eine Seligmacherin wie die Kirche. Vgl. das hohe Lied, wo Sulamith nach Luther die Kirche ist.

***) Isa-bella = Aequa Pulchra. Vgl. Isabella in Shakespeares Mass für Mass.

†) Ihre Schönheit rühmt der Chor.

zu sein. Als „Schönheit“ stand sie vor ihm da, als „Kind“. Sie verschmähte es nicht, „sich ihrem Räuber anzubieten“. Das adlige „Fräulein“ ward zum „Bürgermädchen“. Schiller verliebte sich in die Jungfrau „Weisheit“,*) wie sie im Elternhause scherzhaft genannt wurde. Sie war für Schiller „die Zier des ganzen Geschlechts“, eine Perle und wurde von diesem Thor mit Raserei (μαργῶς) angebetet (ἀρητή). Sie war seine Maria-Margarete, obgleich er auch Martha-Karoline liebte. Charlotte, die Jungfrau Weisheit war vorher in der französischen Schweiz gewesen nahe bei der Jungfrau Weisheit der Berner Alpen. Mit ihr hatte sie gar viel Aehnlichkeit**), vor allen Dingen besass sie wie jene auch ein paar gar herrliche Schönheitshügel, eine erwünschte Sache für den Leon philomastos, und so sagt denn auch der Goëte Mephisto zu Schiller, der, um in Jena Geschichte zu lehren, wieder hatte „Schüler“ werden***) müssen, doppelsinnig: „Da wird's euch an der Weisheit Brüsten mit jedem Tage mehr gelüsten“, und Schiller antwortet: „An ihrem Hals (Col) will ich mit Freuden hangen.“ Schiller hatte „alle“ beide Schwestern „unterm Hut“ — nachdem der Magister-„Titel“ sie erst vertraulich gemacht hatte. Aber der Goëte Faust sagt zu seiner Perle: „Ein Blick von dir mehr unterhält als alle Weisheit dieser Welt“, also auch mehr als die Schiller'sche.

Goethe liebte zu gleicher Zeit wie Schiller gleich inbrünstig (μαργῶς) eine Weisheit und zwar eine Griechische, nämlich Sophia Christiane†). Sie ward von ihm angebetet (ἀρητή) und als Perle Margarete geschätzt, aber ob-

*) Er mag sich um dieselbe Zeit auch in die Kant'sche Weisheit verliebt haben.

**) Die Berner Jungfrau war die „furchtbar herrliche Urania“, Charlotte das „Kind“, beide waren „Schönheiten“.

***) Schüler kann auch als buchstäbliche Uebersetzung von Mathematikus (μαθεῖν) d. h. Magus angesehen werden. Die beiden Schüler sind zwei Mathematici.

†) Goethe sah wie Faustus „im Faustbuche“ „eine schöne, doch arme Dirne, welche vom Lande war“ — Weimar war ein grosses Dorf. „Diese gefiel ihm über die Massen wohl.“ Sie war „blondlockig“ wie

gleich sie eine Griechin und eine reine, unschuldsvolle, schöne Magd war wie Maria, die Himmelskönigin, die Zier des ganzen Geschlechts, so wurde sie doch von den „gebildeten“ Leuten verachtet und geschmäht. Man stellte unliebsame Vergleiche an. Sophia war natürlich die „Magd“, Goethe hatte sich an ein „Dienstmädchen“ weggeworfen, „Schillers Weisheit war dagegen selbstverständlich „eine Königin“. Man bewarf die Perle Goethes mit Kot, und der wackere Gymnasialdirektor Böttticher liess es sich nicht nehmen, dies sogar noch lange nach ihrem Tode zu thun. (Vgl. lit. Zustände.) Xenophons Gastmahl hatten diese Leute nicht gelesen, sonst hätten sie wissen müssen, dass „Schönheit eine Königin von Natur“ d. h. von Gottes Gnaden ist. Deshalb braucht auch Margarete und ebenso Johanna „vor keinem Könige auf Erden schamrot zu werden, selbst nicht einmal vor dem Frankenkönige Goethe. „Sie ist das Götterkind der heiligen Natur.“ Aber Sophia war nun einmal die Magd und . das Dienstmädchen*), was Goethe — in seiner Weise acceptierte, Charlotte die Königin, und sie war eine solche — nämlich Schillers Herzenskönigin. Darum sagt auch Faust-Schiller: „Erschien darauf in bunten (d. h. schillernden) Farben“ (vgl. Berglied, letzte Strophe) „die junge Königin im Glas“ d. h. im Krystall**) des Auges (vgl. Schillers Parabeln) „hier war die Arzenei“, die Schiller heilte. „Die Patienten“ — Schiller war es schon damals — „starben“, moriebantur, d. h. sie verliebten sich sterblich „und Niemand“ nämlich Outis Goethe, der Schalk und Schlaukopf „fragte, wer genas“. Er besuchte Schillern in Jena.

Fausts Helena. Ihr Haar war „herrlich goldfarb“. Wie Helena wurde sie „zu Ende des Jahres von Geburtsschmerzen überfallen und genas eines Sohnes“, der ein „bildschöner Mensch“ war. Ich citiere nach Schwabs Bearbeitung der Sage, weil diese jedem leicht zugänglich ist. Reclam 1515.

*) Sie war eine Magd und ein Dienstmädchen wie Margarete und Dorothea. Sie „diente“ bei dem „Krämer“ Bertuch.

**) Schiller war also ein Krystallseher.

Charlotte, die gelehrige Schülerin der Frau von Stein und Schillers, hasste Goethen und Christianen. Daher sagt die „liebe Puppe“ zu ihrem „lieben Mann“ Heinrich: „Der Mensch, den du da bei dir hast, ist mir in tiefster Seele verhasst.“ Sie meint das „Ungeheuer“ Goethe. Dass sie ihren „lieben Mann“ mit Heinrich*) anredet, darf uns nicht befremden. Schiller war unter die Heinriche gegangen, d. h. er war Geschichtsprofessor in Jena geworden wie Heinrich, Schillers armseliger und kleinlicher Widersacher. (Vgl. Schillers Xenien, der Professor Historiarum.) Ausser dem Vornamen Charlotte hatte sie auch den Luise. In der Scene am Brunnen treffen die beiden Dienstmädchen Lieschen (Charlotte) und Gretchen (Christiane) zusammen, um Wasser zu holen wie Dorothea. Das Gespräch kommt auf das arme Bärbchen-Christiane.**) Es geht dem armen Bärbchen schlecht. Lieschen lässt keinen guten Faden an ihr. „Gewiss, Sibylle sagt mir's heute.“ Frau von Stein war ihre Sybille, d. h. ihr Orakel, aber auch das Deminutivum einer bösen „Sieben“.

Als Frau des Skymnos, d. h. des Löwen Schiller, wird Charlotte zur Skylla***), zur Löwin. Sie kratzte mit ihren scharfen Krallen Goethen, aber besonders Christianen, wo sie nur wusste und konnte, aber ebenso feindselig gegen letztere war Karoline. Daher mögen die beiden Bürgermädchen d. h. die beiden Mädchen des Bürgers Schiller nichts mit der „Alten“, der Urania (Urahne) Goethes, die natürlich als Goethin eine Goëtis, d. h. eine Hexe†) ist,

---

*) Aber Heinrich ist auch ein Lieblingsname des guten Hausgeistes. Ein solcher war Schiller. Er hockte fast immer zu Haus und brütete hinter dem Ofen d. h. in der Hölle. Der rothaarige „Kobold mühte“ sich. Er ist der König der Heinzelmänner.

**) Sie war blondlockig wie eine Thrakerin, also eine Barbara, und ihr Vater war ein Trunkenbold wie die Thraker.

***) Schon Hom. Od. bringt das letztere Wort mit dem ersteren in Zusammenhang, wenn er die Skylla löwenartig darstellt.

†) Nach Shakespeare ist auch die Schönheit eine Hexe.

zu thun haben. Karoline führt wie immer so auch hier das Wort. „Agathe fort! — Ich nehme mich in Acht, mit solchen Hexen öffentlich zu gehen; sie liess mich zwar in Sankt Andreas' Nacht den künft'gen Liebsten leiblich sehen." Schiller war mit Wolzogen im December 1787 Abends im Lengenfeld'schen Hause eingekehrt, und so wurde denn diese Nacht für die beiden Mädchen zur Andreasnacht, in der sie ihre künftigen Andras d. h. ihre Liebsten sahen, denn Charlotte heiratete Schillern und Karoline Wolzogen. „Mir zeigte sie ihn im Krystall", nämlich des Auges, sagt die andre, Charlotte. Sie hatte ihren Geliebten Schiller unerwartet am Tage Agathe 1788 (5. Februar) auf dem Maskenball gesehen. Die Jungfrau Weisheit (Sophia) hatte ihn der Jungfrau Charlotte gezeigt, und Max (der Sohn Oktavio Schillers) heiratete diese Agathe*), die eine gar fromme Jungfrau war wie die heilige Thekla, die Geliebte des Paulus, der wie Schiller mit Feuerzungen**) redete. Mit dem schalkhaft naiven Aennchen, d. h. Christänchen lebte sie keineswegs in Wirklichkeit auf so gutem Fusse wie im Freischütz.

Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns zu der Erklärung von Schillers Berglied. Des Lebens Weg ist sehr gefährlich, er führt hart am Abgrunde hin. Jeder Mensch kann jeden Augenblick in den Abgrund des Todes hinabstürzen. Er schwebt fortwährend zwischen Leben und Sterben.***) Steil ist er auch, aber getrost, „der Tugend Pfad ist anfangs steil, lässt nichts als Mühe blicken, doch weiterhin führt er zum Heil und endlich zum Entzücken". Riesige Hindernisse sperren ihn wie räuberische Riesen dem Theseus, als er über den Isthmus nach Athen wanderte. Es ist eine wahre Strasse der Schrecken. Die Gefahr lauert auf an ihm wie eine hungrige Löwin; wohl dem Wanderer, wenn sie eingeschlafen ist. Denn zwischen dem

*) Vgl. die Worte des Astrologen, Faust II, Akt I, V. 1871.

**) Sie war die Tochter des Landjägermeisters Lengefeld.

***) Besonders galt dies von Schiller.

Löwen und dem Abgrunde muss er hindurch, wie derjenige, der von Norden her durch den Engpass der Thermopylen wandert. Ja, der Lebensweg gleicht ganz dem Engpass von Thermopylä. Es wird einem warm (thermós), wenn man zwischen dem Löwen und dem Abgrund des Meeres hindurch wandert. Wie leicht kann der Löwe erwachen, wie leicht kann man ins Meer hinabstürzen! Aber der „Wanderer" Goethe ist doch noch viel schlimmer daran als andre Menschen. Am Abgrund Abbadon wandelt er. Wie leicht kann er ein Opfer dieses Ungeheuers werden, wie leicht kann er dem „Abbadon" in die Hände fallen, dem bekannten Pontifex Maximus, dem Finsterlinge, dem Höllenmoor. Hat er dies Unglück, so brüllt ihn das Ungeheuer an: à bas, Don, und stürzt ihn hinab wie der bekannte Räuber auf dem Isthmus, und kommt er nicht auf diese Weise um, so fällt er den Räubern Karl Moor und Spiegelberg und ihrem Geliehter in die Hände, die alle „Riesen" sind wie Schiller. „Da sperren auf gedrangem Steg zwei Mörder plötzlich seinen Weg, und es stürzt die raubende Rotte hervor aus des Waldes nächtlichem Ort." Aber der Wanderer ist ein beherzter Mann (thermós), „und zwei mit gewaltigen Streichen erlegt er, die andern entweichen", aber was nutzt es ihm? Da lagert die bekannte Löwin, sie würde ihm nicht schlecht hinter den Ohren krauen, wenn sie erwachte, aber sie schläft. Eine Löwin ist das Wappen von Reuss, sie lagert daher am Lebensflusse Schillers. „Es schwebt eine Brücke hoch über den Rand des furchtbaren Abgrunds gebogen." Es ist die Brücke des Glaubens, welche die Kluft zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit überbrückt. „Du musst glauben, du musst wagen, denn die Götter leihn kein Pfand", heisst es in Schillers Sehnsucht. Kein Mensch hat diese Brücke erbaut, sondern Jesus Christus. Das Toben des Lebensstromes kann ihr nichts anhaben, die Pforten der Hölle werden den Fels nicht überwältigen, aus dem sie gebaut ist. Sie trotzt allen Zweifeln und Anfechtungen. Aber was nutzt das Goethen. „Du musst wagen!" Freilich ein

Wagner*) ist er wie Schiller und als solcher tritt er auch im Faust auf. „Allein mir fehlt der Glaube", sagt ja der Goëte Faust selbst. Für ihn ist die Brücke die Teufelsbrücke. Der Höllenmoor hat sie erbaut. Es wird ihm schlimm gehen. Die Teufel werden sich auf ihn stürzen wie auf die Seele Fausts (Akt V). „Es öffnet sich schwarz ein finsteres Thor, du glaubst dich im Reiche der Schatten." Er glaubt es nicht nur, er ist wirklich im Reiche der Schatten, es ist das Todesthor. Aehnlich heisst es im Tell: „Wenn ihr sie glücklich hinter euch gelassen, so reisst ein schwarzes Felsenthor**) sich auf, kein Tag hat's noch erhellt, da müsst ihr durch." Aber ein schöneres, besseres Leben folgt auf den Tod — natürlich nur für den frommen Christen, nicht für Goethe und Schiller — es folgt auf ihn, wie man bei dem Verlassen des Urner Lochs eine Welt von Schönheit und Entzücken vor sich erblickt. Da thut sich ein lachend Gelände hervor — aus des Lebens Mühen und ewiger Qual — „der Plackerei bei Tag und Nacht" — möcht ich fliehn in dieses glückselige Thal, das heitre Thal der Freude", wie es im Tell heisst. Gemeint ist das Himmelreich, das Paradies. Im Paradiese der Bibel fliessen vier Ströme, und so auch in diesem heitern Thal der Freude. Gewiss ist es das Paradies, und die vier Ströme sind die vier Ströme des Lebens. „Ihr Quell, der ist ewig verborgen." Wie vom Sankt Gotthardt vier lebenspendende Ströme ausgehen, so gehen die Ströme des Lebens von Gott aus, und ihr Quell ist natürlich verborgen. Der Gotthardt ist das Symbol Gottes, heisst er doch Sehr-Gott, und die Uebersetzung***) dieses Namens ist Ariel d. h. ἄρι-el sehr Gott und ἄρι-ἥλιος Sehr-Sonne d. h. die

*) Der mythische Johann Wagner war wie Johann Goethe ein Goëte d. h. Zauberer und „verwegener Lecker". Ebenso natürlich der Christoph Wagner des ältesten Faustbuches.

**) Vgl. Ariels Worte: „Felsenthore knarren rasselnd".

***) Es handelt sich hier natürlich fast immer nur um Etymologien, wie sie Sokrates im Katylus aufstellt. Vgl. Goethe, Ital. Reise, „Moritz als Etymolog". Platons Kratylos ist wahrscheinlich Aeschylos. Der Anachronismus stört ihn auch sonst nicht.

Sonne selbst. Der grosse Brillant, den Schiller konstruiert hat, ist die Sonne an sich. Der Berggeist dieses Diamantberges heisst natürlich auch Ariel. Gott ist die Quelle alles Lebens. „Wo fass ich dich, unendliche Natur", d. h. Gott, „euch Brüste, wo? ihr Quellen alles Lebens?" sagt Faust und stellt sich Gott als Magna Mater, als Diana von Ephesus vor. Daher heisst es auch bei Schiller: „Und wie die Mutter sie rauschend geboren." Gott ist eine gute Mutter, die Ströme des Lebens strömen aus ihm hervor wie aus Brüsten, wie aus den Pizzis des Gotthardt. Er ist wie der Gotthardt das οὐθαρ ἀρούρης. Zwei Zinken (Pizzi, papillae) hat der Gotthardt Schillers. So stellt sich auch der Christengott zunächst als Zweiheit dar, als Vater und Sohn; sie tränken „mit dem Wasser des Lebens." Die beiden Zinken sind aber auch Symbole einer andern Zweiheit, nämlich der Freiheit und Notwendigkeit, die bei dem Menschen in ewigem Streit liegen, aber in Gott versöhnt sind. Hoch ragen Gott Vater und Sohn über die Menschengeschlechter empor. Wie die Gipfel des Gotthardt von Wolken umschleiert sind, so ist das Wesen Gottes und seines Sohnes in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Wie über dem Schiller'schen Gotthardt die Jungfrau thront, so thronte nach der Anschauung des Mittelalters die Jungfrau, die Mater gloriosa, über Gott und dem Sohne. Sie ist die Himmelskönigin Urania, geschmückt mit diamantner Krone, d. h. mit einer Glorie von Orionen. Auch das Wesen der Jungfrau ist ein Mysterium. Vergeblich sind die Pfeile des Lichtes, die der Forscher, der Repräsentant der Sonne der Wahrheit entsendet. Das Ewige und Unendliche bleibt dem Menschen ewig fern. Die Gottheit wird nie zu seiner Freundin, die an seinem Busen erwarmt. Daher bleibt dem Menschen nichts übrig, als sie mit Lob und Preis zu schmücken d. h. zu vergolden.

Wie der Gotthardt mit der Jungfrau ein Lichtberg, ein Kohinur ist, so auch unser Gedicht*) Es hat viele Facen, deren jede anders schillert.

*) Das Gedicht Der Alpenjäger ist der Brillant Regent.

II.

Ideal und Leben.

Schillers Jungfrau von Orleans.

Dem Himmelreich nahe verwandt ist das Reich des Ideals, und eine Himmelskönigin ist auch Aphrodite urania, die Göttin der Poësie.

Ein Abgrund trennt das Leben und das Ideal. „Führt kein Weg auf jene Höhen?“ Ja, es führt ein Steg hinauf, aber am Abgrund wie der Weg auf den Parnass und auf den Sankt Gotthardt, und er ist schwindlicht, nicht bloss weil die Dichter Goëten sind. Er führt zwischen Leben und Sterben, „denn zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl“. Aber das Sinnenglück ist nicht das wahre Leben, im Gegenteil, „alle Pfade, die zum Leben führen“, d. h. zum Leben des Sinnenglücks, „alle führen zum gewissen Grab.“ Das Kunstschöne liegt grade auf der Grenzscheide zwischen Geist und Sinnlichkeit, hier liegt es wie auf der Schneide eines Messers. Der Pfad, den der Künstler zu wandeln hat, ist daher so schwierig wie der Weg, den Hesiod Werke und Tage V. 288—95 beschreibt. Ihn wandelte Schiller in den Jahren 1788—95, oder er bereitete sich vielmehr vor, denn „den schlechten Mann muss man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt. „Der Beste ist, nach Hesiod, der, welcher den Weg selbst findet“, wie Goethe, „aber wacker ist auch der, welcher auf guten Rat*) hört“ wie Schiller. Es sperrten die Riesen Schiller d. h. seine Räuber dem Wanderer Goethe den einsamen Weg ins Reich des Ideals. Die Räuber sind

*) Homunkulus sagt Faust II 2, 1284: „Ein guter Rat ist auch nicht zu verachten.“

aber Schiller selbst, denn „alle Geburten unsrer Phantasie sind zuletzt wir selbst," schreibt er am 14. April 1783 an Reinwald in Meiningen. Aber wie Schiller Goethen im Wege war, so versperrte auch ihm der Riese Goethe den Weg. Beide Wanderer mussten hindurch zwischen dem Löwen des Leonidas und dem Abgrunde des Meeres, um in das gelobte Land der Kunst, Griechenland, zu gelangen. Goethe musste an der Löwin*) vorbei, welche die Räuber geboren hatte, und an dem Abgrunde, d. h. Abbadon, dem Höllenmohr. Aber auch Schiller musste zwischen der Löwin hindurch, die ihm unüberwindlich schien, und dem Ungeheuer des Abgrunds. Beide Löwinnen sind so gefährlich wie die Sphinx in Theben und die Skylla (Od. 12, 86), ein schlimmes Ungeheuer mit Hundeköpfen, das brüllt wie ein Löwe. In einer nach Norden sich öffnenden Höhle liegend, schnappt es nach Hunden und grössern Ungeheuern (Kete). Wie gefährlich für Goethe, der ein solches Ungeheuer ist, aber wie gefährlich auch für Schiller! Wie leicht kann sie den Löwen für einen Hund halten! Aber die Löwin schläft, d. h. sowohl Schiller als auch Goethe hatten nach dem Erscheinen der Künstler und des Faustfragments die Poesie einschlafen lassen. Homers Schilderung der Skylla erinnert an die phantastischen Wesen des Orients, die aus Löwe, Stier und Adler zusammengesetzt sind und in der Bibel Cherubim genannt werden. Solche Cherubim mit blossem hauenden Schwerte bewachen den Eingang zum Paradies, und sie sperren auch hier den Weg zum Paradiese der Kunst, d. h. zum Reiche des Ideals. Aber Faust-Goethe ist mehr als Cherub: „Ich mehr als Cherub", sagt er. (Die Jungfrau von Orleans, in der Schillers Geist flammt, ruft aus: „Und mich durchflammt der Mut der Cherubim" und auch sie tritt mit einem blossen**) hauenden

*) Zwischen der räuberischen Skylla und der räuberischen Charybdis.

**) Herr Schwertlein-Schiller hat den Namen nach seinem Schwertlein, das er als Seeräuber wacker führt.

Schwerte*) auf. Aber die Worte: „Mich durchflammt der Mut der Cherubim“ erinnern auch an den Pagen Cherubin, der nichts weniger als kriegerisch, der inkarnierte Eros ist und alles Schöne liebt, vor allem Alma Viva, das holde Leben, die Huldgöttin. Er ist der Page**) der Urania, und solche Pagelli sind auch die Dichter.)

Thor Schiller und auch Goethe kommt bei der schlafenden Löwin glücklich vorüber, und nun wandert der Ase über die Brücke, „welche stäubet, d. h. über die Regenbogenbrücke der Poesie, die sich über den Abgrund zwischen Ideal und Leben wölbt.“ Sie ward nicht erbauet von Menschenhand, sondern von Apollon Schiller,***) dem Verderber. „Ich könnte unterdes wohl tausend Brücken bauen,“ sagt er in der Hexenküche. Sie schwebt hoch „über den Geschlechtern und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen“. (Neunter Brief über ästhetische Erz.) Goethe kommt auch über die Teufelsbrücke der Räuber glücklich hinüber. „Es öffnet sich schwarz ein finsteres Thor“, es ist das „Morgenthor des Schönen“ (vgl. Künstler); „du glaubst dich im Reiche der Schatten.“ Das Gedicht Schillers, das Reich der Schatten, ist so dunkel wie das Urner Loch, aber wie dieses nur ein Durchgang ist zu einem „lachenden Gelände“, zu einem Paradiese, so war auch das genannte Gedicht nur ein Durchgang Schillers von der Philosophie zur Poesie. Das lachende Gelände ist das Reich des Ideales, „wo der Herbst und der Frühling

*) Ihr Schwert ist ein magisches Schwert, eine Waffe, wie Thors Donnerhammer Miölnir und Wodans Lanze. „Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist.“

**) Daher rät der Goëte dem Pagen Faust II, 1, 1749: Müsst euer Glück nicht auf die Jüngste setzen, die Angejahrten wissen euch zu schätzen.“ Zu den Angejahrten gehört ganz gewiss Urania, obgleich sie ewig jung ist. Sie ist „frei von jeder Zeitgewalt“.

***) Auch der Faust der Sage, der gleichfalls „eingeteufelt“ ist, verfügt frei über den Regenbogen wie Schiller. Vgl. auch Offenbar. Joh. 10, 1.

sich gatten".*) Hier auf Erden ist das anders. Im Frühling giebt es Blüten, im Herbst Früchte. Diese Unvollkommenheit hat im Reiche des Ideals aufgehört. „Muss der Blume Schmuck vergehen, wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?" heisst es in Ideal und Leben. Diese Frage ist zu verneinen. Daher teilt das Mädchen aus der Fremde „dem Blüten, jenem Früchte aus. „Doch nahte sich ein liebend Paar", wie Goethe und Christiane, „dem reichte sie der Gaben beste, der Blumen allerschönste dar," nämlich Margarete. Das Thal von Urseren ist das Thal der armen Hirten, bei denen das Mädchen aus der Fremde einkehrt. Vier Ströme entspringen im Reiche des Ideals.**) „So strömen des Gesanges Wellen hervor aus nie entdeckten Quellen".

Der Dichter ist die Mutter dieser Ströme der Poesie. Vgl. Faust II den Gang zu den Müttern***) und Platons Gastmahl (das Zeugen im Schönen mit Aphrodite Urania). Die Ströme des Gesanges fliessen natürlich nach allen Himmelsgegenden, wie die Apostel in alle Welt gehn. Der Dichter ist der Berg, aus dem sie hervorgehn. „Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft", die beiden Gipfel des Parnass und die beiden Pagelli Uraniae, Goethe und Schiller. Sie stehen auf den Höhen der Menschheit (vgl. Jungfrau von Orleans) hoch über den Geschlechtern und Zeiten, welche sich tief unter ihnen in trüben Strudeln wälzen.†) Die beiden Zinken sind zugleich die papillae der Jungfrau. Ein Wolkenflor umschleiert ihren Busen. So umhüllen Wolken alle hohen Berge. Hier tanzen sie wie die Wolken des Aristophanes, die auch zugleich singen, eine Hindeutung darauf, dass es sich um einen Scherz mit ernstem Hintergrunde handelt. Der Löwe hat gelacht. Auf dem

*) Vgl. Offenbar. Joh. 22, 2.

**) Vgl. Offenbar. Joh. 22, 1.

***) Ihre Zahl ist drei, denn der Dichter repräsentiert in sich die drei Parcen. Vgl. Schiller, Künstler V. 220—24 und Faust, Vorspiel V. 110—15. Aeschylus nennt sie „Mutterschwestern". Sie walten im „Reich der Schatten".

†) Vgl. Faust II 4, 680 und die ff.

Doppelgipfel des Parnass tanzen nach Sophokles, Ant. V. 1130 die Korykischen Nymphen des Bachus, des Theatergottes. Die tanzenden Wolken sind Melpomenen (die Musen des tragischen Gesanges und Tanzes). Die Zinken, die Höhen der Menschheit, sind σκόπελοι, Klippen*) (von σκοπεῖν schauen), also eigentlich Warten, wie die, auf welcher der Phylax der Aeschylus liegt, und wie Schillers Warte, die jetzt Sternwarte ist und es schon zu den Zeiten des Astrologus Schiller war. Sie ragen, nach Homer, Od. 13,73, mit ihrem Haupt in den Himmel hinein. Dunkelblaues Gewölk umwandelt sie. Das weicht niemals und niemals umgiebt sie heiteres Blau, weder im Sommer noch im Herbst. Nicht kann da ein Sterblicher hinauf, noch hinab, auch wenn er zwanzig Hände und Füsse hätte. Der Fels ist glatt, als wäre er künstlich geglättet (so glatt wie der Gipfel des Sankt Gotthardt.) Tief unten haust die Skylla, d. h. der Dichter des Tell thront hoch über dem der Räuber „auf steiler Höhe". Hier tanzen die Melpomenen, die Musen der Tragödie, wie Goethes „kleine anmutige Gestalten". Sie sind umschleiert, denn die Poesie ist nach Schiller die Verhüllung der Wahrheit in der Schönheit.**) Vgl. „der Dichtung Schleier" in Goethes Zueignung und Pindars ὕμνων ἄωτον. Der „goldene Duft" entstammt Goethes Faust oder ist in ihn übergegangen. Im Spaziergange „vor dem Thore" spricht Faust-Schiller seine Sehnsucht nach den Geistern der Luft, d. h. nach den Luftgeistern des Reiches des Ideales, den Ariels,***) mit den Worten aus: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust," nämlich der

*) Faust II, Akt 2, V. 1469, sind die „Sirenen auf Klippen umhergelagert, flötend und singend." So süss wie die Sirenen sang und flötete Schiller mit seiner Zauberflöte. Vgl. „Süsses Tönen entlockt er der Flöte" und „da hört er ein Klingen wie Flöten so süss".

**) Vgl. Götter Griechenlands: Da der Dichtkunst malerische Hülle sich noch lieblich um die Wahrheit wand.

***) Schon Shakespeare bringt Ariel mit aër in Zusammenhang. Ariel durchschneidet die Luft und singt wie Goethes Arïel — in der Luft schöne Arien.

Eros uranios und pandemos. „O giebt es Geister in der Luft", Gestalten, „die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben, so steiget nieder aus dem gold'nen Duft". In diesem goldnen Duft tanzen nun jetzt seine Geister der Luft, und da sie umschleiert sind, so erscheinen sie als Wolken, wie sie auch „wesenlos" sind wie diese. Als Töchter der Aphrodite urania sind sie himmlische Töchter. Hier im Reiche des Ideals, der Urania, ist der Pagellus Uraniae, der Berg, auf dem Urania thront, die Göttin der Poesie. Bei Pindar heisst die Poesie Sophia,*) Weisheit, und er sagt: Hoch sind die Sophien (die Weisheiten). Schiller giebt ihm recht, sie sind so hoch wie die Pyramide der Jungfrau auf dem St. Gotthardt. Ihr Thron ist so unvergänglich wie der Gotthardt, Goethes Faust und Schillers Jungfrau. Eine diamantne Krone von Brillanten umgiebt ihre Stirn wie die Uranias in den Künstlern, denn die Orionen sind weiter nichts als himmlische Brillanten, die strahlenden „Regenten" des Aethers, von denen der Phylax des Aeschylus spricht. Vergebens fallen die Strahlen der Sonne auf die Pyramide der Jungfrau der Berner Alpen, vergebens auf Urania, „die Schönheit" an sich, so vergebens wie Schillers Blicke drei Jahre lang auf die kalte und verschlossene „Jungfrau Weisheit" fielen. Vergebens suchte der Philosoph Schiller, die Sonne der Wahrheit, das Wesen der Schönheit zu ergründen und sich näher zu bringen, sie blieb auch ihm eine kalte Jungfrau. Aber glücklicher war er als Dichtersonne. Wenn die Sonne die Kalette des Brillanten, die kleine Schöne, bescheint, so giebt es ein gar schön schillerndes Farbenspiel. „Grosse Lichter, kleine Funken glitzern nah und glänzen fern," und da der Brillant so gross ist wie der Gotthardt und die Jungfrau zusammen, so „glitzern" diese Lichter „hier im Vierwalstätter See sich spiegelnd, glänzen droben klarer

*) Ol. 9, 107. Die Dichter werden bei ihm als Sophisten bezeichnet. J. 4, 28. Daher hat Faust recht, wenn er zu Mephisto sagt: „Du bist und bleibst ein Lügner und Sophiste."

Nacht“ im Alpenglühen. Und wenn die Sonne die Kalette vergoldet, so erscheint sie als „Königin in bunten Farben“, als Schillerin, sie strahlt im Sonnengolde und wird zur Aureliana (aurum und Helios), d. h. zur Jungfrau von Orleans, der französischen Bürgerin und des französischen Bürgers Schiller Jungfrau Braut. Wie dieser Johann Schiller heisst, so heisst sein einziger Schatz Johanna d'Arc, d. h. Schiller. Er hat Charlotten „vergoldet“ in der Jungfrau von Orleans.

Diese Dichtung ist wie der Faust im Stile Pindars geschrieben. Es ist bekannt, dass dieser Dichter oft Mythen erzählt, die wie Abschweifungen erscheinen, weil sie dem Thema scheinbar fremd sind. In Wirklichkeit ist dies nicht der Fall. Die Mythen sind Spiegelbilder, welche auf Erlebnisse der besungenen Person Bezug haben, und nur deswegen ist uns Pindar so oft unverständlich und scheint uns zusammenhanglos, weil wir das Leben seiner Sieger nicht genau genug kennen. Pindar spricht sub rosa, und das thut auch Goethe und Schiller. Im „Gewand der Fabel“ stellen sie eigene Erlebnisse dar. Der zweite Auftritt des Prologs charakterisiert Schillers Liebe zu Charlotten. Seine Geliebte schien kalt und verschlossen; er verzweifelte an ihr bisweilen wie Thibaut an Johanna d'Arc. Die Worte desselben: „Hier dieser wackre Jüngling, dem sich keiner vergleicht im ganzen Dorfe“ (Volkstätt) u. s. w. sind der Ausdruck von Schillers pessimistischer Stimmung: „Er wirbt um dich, schon ist's der dritte Herbst, mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemühen; du stössest ihn verschlossen, kalt zurück“. Aber Schiller verlor nicht die Hoffnung. Der Optimist Schiller entschuldigte die Geliebte wie Raimond Seine Margarete d. h. sein Schatz war eine spröde Diana, aber eine solche war auch seine himmlische Geliebte, die Muse, gewesen. Um sie hat er noch viel länger mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemühen gefreit, und erst spät hat er sie heimgeführt. Die Jungfrau Johanna ist diese Urania in der Gestalt Charlottens. Sie ist eine Prophetin, wie Apollon

ein Prophet ist. Der Inhalt des Stückes ist, wie die Muse den Frankenkönig Goethe aus grosser Not und Bedrängnis befreit. In dieselbe war er geraten durch sein Verhältnis zu Christianen. Aber auch sonst schien ihn sein Glück verlassen zu haben. Sein Faust, auf den er grosse Hoffnung gesetzt hatte, wurde kühl aufgenommen. Er schien von Schiller, der sein erbitterter Feind war, beseitigt. Im Sturm hatte sich dieser die Herzen des Publikums durch seine Räuber erobert und war der Liebling nicht nur der „rohen Studenten", die dem Dichter bei seinem Antritt in Jena eine glänzende Ovation bereiteten, sondern auch der „hochgebildeten Hofdamen", wie Frau v. Stein. Aber mehr war es doch seine Gewissensehe, die ihm den Aufenthalt in Weimar verleidete. Er wollte es verlassen, wie Karl über die Loire gehen will. — Schillers Jungfrau ist zum grossen Teil eine Apologie Goethes. Karl mit seiner Agnes Sorel ist das Spiegelbild Goethes und Christianes. Karl ist ein durchaus edler und guter Mensch wie Goethe, aber Heroismus ist seine Sache nicht. Sein Verhältnis zu Agnes Sorel ist nicht korrekt, aber wohl zu entschuldigen. Sie ist freilich nach ihrer Herkunft dem König nicht ebenbürtig, wohl aber auf Grund ihres geistigen Adels. Darum liebt sie Karl über alles. Sie ist sein Trost, seine letzte Zuflucht, sein guter Engel in der Trübsal, der ihm mit der That hilft und mit guten Worten Mut zuspricht. „Hab ich dir nicht alles froh geopfert, was mehr geachtet wird als Gold und Perlen"? Das hatte auch Christiane gethan, ja sie hat später bei der Plünderung Weimars durch Mut und Entschlossenheit Goethen gradezu das Leben gerettet. — Das Verhältnis des Herzogs zu der Jagemann war weit weniger zu entschuldigen als das des Frankenkönigs Goethe, aber hier schwieg man in Andacht. Er war ein Fürst. Wäre Goethe ein solcher gewesen, so hätte man gleichfalls geschwiegen; nun, Schiller hat ihn dazu gemacht, und wer will es leugnen, dass er ein König ist? Seine Margarete ist als Muster aller Frauen eine Königin. Das Spiegelbild Christianens ist aber auch die Jungfrau, Dunois-

Schillers Geliebte. Die Gegner nannten Christiane eine Magd. Nun, eine solche war auch die „reine Magd“ Maria, und ihr Abbild ist die Jungfrau. Goethe, so sagte man, hatte sich an ein Dienstmädchen weggeworfen. Aber „dienen lerne das Weib, das Dienen ist ihre Bestimmung“ und das Dienen wird auch der Jungfrau von Maria selbst eingeschärft. Sie ist ein Dienstmädchen, wie schon Iris, die Schillerin, im Homer das Dienstmädchen der Himmelskönigin ist. In ihrem Auftrage und nach ihrem Vorbilde dient sie dem König getreu bis in den Tod. — Eine gelehrte Bildung besass Christiane*) nicht und ebensowenig besitzt sie Johanna, ihre Bildung geht nicht über die Bibel hinaus, ja, sie spricht meist in Worten und Gleichnissen der Bibel, der sie sogar ihre Kriegskunst entlehnt, vgl. die Erstürmung des englischen Lagers, das sie erobert wie Gideon das Lager der Feinde. Gebildet also ist sie nicht, aber sie besitzt dafür seltene Seelenschönheit, die in der des Körpers ihren Ausdruck findet. Darum ist sie eine Perle, „ein Götterkind der heiligen Natur“. Sollte es wahr sein, dass ein solches Mädchen wie Christiane und Johanna sich in gebildeter Gesellschaft nicht zeigen könne! Es kommt eben auf die Bildung dieser Gesellschaft an. Johanna tritt sogar vor den König und dieser ehrt sie hoch und mit Recht, denn die Schönheit ist nach Xenophon eine „Königin“. Aber ihren hohen Wert weiss nicht nur der König zu schätzen. Karls erster Pair und ein so edler Ritter wie La Hire werben um ihre Liebe. Man sagte, Christiane wäre Göthen nicht ebenbürtig, und man sagt es noch heutzutage. Dunois ist anderer Meinung: „Sie ist das Götterkind der heiligen Natur wie ich und ist mir ebenbürtig“. Adlig ist sie freilich nicht wie Frau v. Stein und Charlotte, aber was ist der Standesadel? Der König kann jeden Bauern adeln, aber er kann aus zehn Adligen keinen Dürer machen. Der König adelt die Bäuerin, ja

*) Dass es mit der Bildung der Frauenwelt ihrer Zeit überhaupt nicht sehr weit her war, bezeugt K. Wolzogen. Charlotte und Karoline „hatten schrecklich viel gelesen“, sie „kamen vom Lesen der Journale“.

ihre Väter im Grabe. Sie lässt es über sich ergehen; in unsern Augen gewinnt sie dadurch nicht das Mindeste, denn nur der Seelenadel ist es, den wir bewundern. Johanna ist eine Perle, aber von ihren Feinden wird sie geschmäht. Es geht ihr ganz wie Christianen. — Johanna ist das Spiegelbild Christianens, aber indem sie die Liebesanträge, die ihr gemacht werden, „verschlossen, kalt“ zurückweist, erscheint sie als Schillerin. „Beseligend ist ihre Nähe und alle Herzen werden weit, doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit“. Schiller hatte es selbst erfahren. Für Regungen der Liebe schien Charlottens Herz unzugänglich, aber schliesslich thaute das Eis auf, sie verliebte sich in den Löwen wie Johanna in des „Löwen Bruder“, Lionel. — Der Name Agnes Sorel ist sehr geeignet, um auf die Geliebte Goethes hinzudeuten. Agnesia heisst die „Unebenbürtige“ und eine gyné gnesia ist eine richtig geehelichte Frau, daher ist Agnesia das Gegenteil. Christiane war eine Agnesia. Ebenso bedeutungsvoll ist der zweite Name Sorel d. h. Sorella, Schwester. Das Liebesverhältnis Goethes und der Frau v. Stein war so glühend wie nur möglich, sie war des Dichters Schatz (Margarete) gewesen, dennoch wollte sie nur die „Schwester“ Goethes heissen, nicht die Geliebte. Nun, wenn das Schwesternliebe war, so war auch Christiane nur seine Schwester, obgleich sie ganz gewiss sein Schatz war. In der Valentinscene stellt Valentin, d. h. der Geliebte, einen Vergleich an zwischen dem Urteil der Welt über sein Verhältnis zu den beiden Margareten. Als er seine „Schwester“ Stein liebte, hatte niemand was zu tadeln gehabt, jetzt da er die Schwester Christiane liebt, „da ist's ums Haar sich auszuraufen“. Sie ist eine Metze und Hure, wie Johanna eine „Buhlerin“ genannt wird. Agnes Sorel ist der richtige Name der Geliebten Goethes. Sie ist eine Hexe d. h. Goëtis, aber das ist nicht Johanna, die eine Iris ist. — Schiller und Goethe standen zu einander im Gegensatze wie die Engländer zu den Franzosen. Schiller mit seinem goldrötlichen Haare glich einem „Engelländer“, und dem Lande

der Engel entstammen auch seine Gestalten. Die Engländer in Frankreich sind „Räuber" wie Schiller. Vgl. Dunois erste Rede. Wie die Engländer die Franzosen bedrängen, so hatte Schiller Goethen bedrängt. Talbot (Langstiefel) war Schiller in Jena, er ist Karls gefährlichster Feind.*) Aber denselben Gegensatz spiegelt auch das Verhältnis Burgunds und Dunois zum König, nur in milderer Form, und Burgunds zu den Engländern. Isabeau die „Wölfin", d. h. die Geliebte des Wolfes, will die Streitenden versöhnen, aber sie hat dabei ebensowenig Glück wie Frau v. Stein, als sie zwischen Schiller und Goethe vermitteln wollte. Goethe schickte ihr den „schönsten Frankenknaben", seinen Sohn. Übrigens grämte nach Schiller sich „der Ritter Goethe tot", dass sie ihm nur „treue Schwesternliebe widmen" wollte, er überdauerte diesen Schlag nur ein halbes Jahrhundert. Burgund versöhnt sich mit dem König, doch nur unter der Bedingung, dass er ihn als Ebenbürtigen betrachtet, er will nicht mit der „vornehmen Herablassung" behandelt sein, wie sie Schiller von seiten Goethes bei ihrem ersten Zusammentreffen erfuhr. Dass er „der Frauen schönste Tugend geschmäht" hatte, bedauert er. Die Aufrichtigkeit seiner Reue beweist er dadurch, dass er ihr „Schmuckkästchen" (vgl. Kabale und Liebe, sowie Faust) zurückgiebt. Das getreueste Porträt Schillers ist Dunois.**) Er zürnt dem König, dass er „sich selbst verlässt". Der Erzbischof sucht zu versöhnen: „Prinzen, versöhnet euch". Das hatte auch der Erzbischof Dalberg versucht nach Goethes Zeugnis. Die Muse, die gottbegeisterte Jungfrau, versöhnt sie. — Aber Goethe, der Frankenkönig,

*) Er stirbt — „Verschwunden ist der Feind" — mit der „Einsicht in das Nichts" unserer Kunst. Vgl. — Goethe an Schiller, Br. 347 — mit „herzlicher Verachtung, was uns", den Räubern, erhaben schien und wünschenswert.

**) (Vgl. Musäus.) Er ist ein Bastard. Aber solche sind nach Rübezahls Meinung alle Menschen, weil sie nicht reine Geister sind. Schiller nennt seine Poesie eine Zwittergattung zwischen Poesie und Philosophie. — Ein Bastard war Goethes Sohn; dass ein solcher unter Umständen ein gar wackerer Mensch sein kann, beweist Dunois.

wurde irre an ihr. Er beschützte die Romantiker Schlegel und erntete später eine glänzende, aber wohl verdiente Niederlage. Der schwarze Ritter, d. h. der Höllenmohr, hatte die Muse gewarnt: „Geh' nicht nach Rheims", d. h. reim's. Die Poesie der Schlegels war nichts als eine armselige Reimerei und nicht viel besser waren in Schillers Augen ihre Urheber. Schiller hatte sie schon damals durchschaut, denn ihm gegenüber, dem inferioren Geiste, hielten sie eine Maske nicht für notwendig. Goethe lernte sie erst einige Jahrzehnte später kennen. Johanna geht nach Rheims und erfährt die ärgste Demütigung wie Goethe. Er hatte sich und die Muse verlassen. „Was hilft es flieh'n? sie lauern doch mir auf. Es ist so elend, betteln*) zu müssen, und noch dazu mit bösem Gewissen! Es ist so elend, in der Fremde schweifen, und sie werden mich doch ergreifen"! Johanna flieht, nur Raimond, der „trübselige Freund" bleibt ihr treu wie Schiller. Sie schweift in der Fremde und bettelt um ein Glas Wasser, aber Anet, der Esel, erkennt in ihr die Hexe wieder, und die Köhlerleute bekreuzen sich vor ihr in ihrem Köhlerglauben wie die Schlegels vor Schillers Muse, die in ihren Augen eine Hexe ist. Sie muss wieder fliehen und gerät in die Gefangenschaft ihrer ärgsten Feindin. Aber die Ketten fallen ihr ab wie Margareten im Faust, sie befreit ihren König und lässt in seinem Dienst ihr Leben. „Ihr Engel, ihr heiligen Scharen, lagert euch umher, mich zu bewahren"! Dies Wort geht in Erfüllung. „Der Himmel öffnet seine goldnen Thore, im Chor der Engel steht sie lächelnd da, sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust". Schiller hofft, dass es Goethe machen werde wie der König. Johanna ist eine Streiterin Gottes und Goethes, ein weiblicher Ariel. Vgl. oben. — Die Jungfrau ist eine Apologie Goethes und so scheint auch dieser selbst die Sache aufgefasst zu haben, Er fühlte sich durch diese Dichtung, wie es scheint, in der Gesellschaft rehabilitiert. Als er von Oberrossla, seinem

*) Beim Publikum um Beifall für Schlegels Poesie.

Gute, zurückkehrt, „erfreute ihn Schiller mit dem Schlusse seiner „Jungfrau“. Jetzt wagt er auch mit seiner Christiane auszugehn, und bei einem Mittagessen, das er der Hofmarschallin Egloffstein und den Hofdamen giebt, empfängt diese die Gäste.“ Vgl. Düntzer, Goethes Leben, S. 512, 13. Er nimmt sie mit in Gesellschaft und auf Reisen, ja sogar am Hofe erscheint Goethe mit ihr und seinem Sohne. Es dürfte dies kein zufälliges Zusammentreffen sein. — Schillers Jungfrau ist eine „niedere Magd“, aber auch eine Margarete und eine Königin, wie sie ja sogar der König als ein höheres Wesen ehrt. Und nicht weniger ist Urania, die Muse, welche dem Dichter dieses Stück eingegeben hat, eine „Königin“, die auf dem Doppelgipfel des Parnass thront, aber ihr Modell ist Charlotte. Schiller hat diese durch seine Poesie „vergoldet“. Die Diamanten dieser Dichtung sind es, mit denen sie sich schmückt. — Schillers Jungfrau ist Wahrheit und Dichtung. Daher entspricht die letztere nicht in allen Zügen der ersteren. Wenn Karl sogar in arger Geldnot ist, wie der Kaiser in Faust II Akt I, so ist dies ein Zug, mit welchem er die Wahrheit verhüllt. In solcher Not war Goethe nie, wohl aber Schiller, indessen Apollon, der Verderber, befreite ihn daraus durch seine „Zauberblätter“. Schiller tritt unter verschiedenen Masken auf wie im Bergliede, wo er durch die Riesen und „Räuber“, die Löwin d. h. die Skylla, die Mutter der Räuber, die Teufelsbrücke der Räuber, das Reich der Schatten, den Gotthart, d. h. den Atlas, repräsentiert ist, der die Jungfrau und „Königin“ trägt. Die „Jungfrau“ ist eine niedere Magd und ein Mädchen, welches „dient“. Sie ist ein Dienstmädchen und eine Magd wie Dorothea und Margarete. Im Spaziergang vor dem Thore fingiert Goethe, dass die beiden Dienstmädchen mit einander spazieren gehen. Margarete-Christiane will nach der Stadt zurückkehren. Das andre Dienstmädchen, die Jungfrau Charlotte, sagt: „Wir finden ihn gewiss bei jenen Pappeln stehn“. Sie fand ihren Schatz Schiller gewöhnlich bei „jenen Pappeln“ am Schaalbach. Vgl. K. Wolz, Schillers Leben. Aber das ist für die „Erste“ „kein grosses

Glück". „Mit dir nur tanzt er auf dem Plan". Christiane liebte leidenschaftlich den Tanz, und beim Tanz findet auch der Schäfer Megalio Melpomenio seine „frische Dirne". Freilich mit ihr wird Schiller nicht tanzen, aber Charlotte, die „andre", vertröstet sie auf den „Krauskopf" Goethe. „Heut ist er sicher nicht allein; der Krauskopf, sagt er, würde bei ihm sein". Dass die Rede des ersten Schülers Goethe Ironie ist, haben wir schon gesehen. Die beiden Bürgermädchen, d. h. die beiden Mädchen des Bürgers Schiller, bedauern, dass die „schönen Knaben" den „Mägden" nachlaufen. Der „zweite Schüler", Schiller, fühlt sich zu den Bürgermädchen hingezogen. „Sie sind gar niedlich angezogen" wie Charlotte und ihre Schwester. „'s ist meine Nachbarin" (pelatis, Nachbarin, Ehefrau, Dienstmädchen) „dabei". Allein Goethe verführt ihn. Ein Dienstmädchen ist einem Bürgermädchen vorzuziehen.

Goethes Mephistopheles.

Dichter und Teufel.

„Sie lispeln englisch, wenn sie lügen."

Es ist bisher nur gelegentlich von Mephisto gesprochen worden. Da er jedoch nächst Wagner die schwierigste Person der ganzen Dichtung ist, so wollen wir ihn zum Schluss im Zusammenhang betrachten. Wer ihn nur nach einzelnen Äusserlichkeiten beurteilt, wird ihn gewiss für den Teufel allein halten, wie er ja auch öfter als solcher bezeichnet wird, nicht aber wer sein Thun und Wesen tiefer erwägt. Sein Name Mephistopheles ist verdorben aus Mephostophiles. Man kann getrost sagen: Goethe und Schiller waren Mephostophilesnaturen. Damit ist von ihnen nichts Schlimmes ausgesagt, denn der Mephostophiles der Sage ist ein guter Geist. Der beste Freund konnte an Faust nicht anders handeln als er. „Ich will dir treulich dienen", sagt er bei Widmann zu Faust, und er hat sein Wort wahr gemacht. Dieser famulus diente ihm so treu wie Goethe Schillern und wie dieser jenem. „Du sollst dich auch nicht vor mir entsetzen, denn ich bin kein Teufel". Er hat recht, er ist ebensowenig ein Teufel als Goethe oder Schiller, wenn sie auch unter seiner Maske auftreten. „Ich bin ein Spiritus familiaris, der gerne bei Menschen wohnet." Solche waren auch einander die grossen Dioskuren von Weimar. Trotzdem wird er ein Teufel genannt. Soll es uns wundern? Nach Einführung des Christenthums wurden die Götter der Germanen und Griechen zu Teufeln degradiert, so natürlich auch der gute Hausgeist, der Agathodämon der Griechen und der gute Genius

der Römer. „So schwätzt und lehrt man ungestört“. Nicht viel weniger als einen Teufel sah auch Schiller in Goethen vor 94, und der letztere liebte nicht den neuen Faustus aus Schwaben. Mephostophiles heisst wahrscheinlich Nicht-Lichtfreund, ein sehr passender Name für die guten Hausgeister, wie die Heinzelmänner und Schiller sind; sie schaffen im Dunkel der Nacht. Aber auch Goethe liebte das Licht nicht (vgl. unsre Scene), er verhüllte die Wahrheit in der Dichtung Schleier. Schiller hat mit dem guten Hausgeiste Mephostophiles noch mehr Ähnlichkeit als Goethe. Er kam wenig aus dem Hause, und auf ihn haben wir es wohl zu beziehen, wenn der Löwenwirt in Hermann und Dorothea zu seinem Sohne sagt: „Einige hocken daheim und brüten hinter dem Ofen, und ein solcher, fürcht' ich, wird Hermann immer mir bleiben.“ Schiller war der Enkel des Löwenwirtes in Marbach, er hockte immer daheim und brütete hinter dem Ofen — in der Hölle, die auch in der Faustsage als Surrogat der wirklichen Hölle erscheint. Aus ihr taucht Luzifer hervor. Aus ihr lockt*) auch Faust seinen Löwen-Hund hervor. „Der Nebel fällt“, nämlich der Tabaksnebel, in den Schiller beständig gehüllt war. Faust erkennt in ihm den Baalsebub, der ein vates war, den Verderber d. h. Apollon und einen Lügner d. h. Dichter; schon Pindar und Aristoteles bezeichnen sie so (vgl. Ol. I 30). Schiller war in der Welt weit umhergekommen wie ein „fahrender Scholar“. War er doch ein geborener Periplaneta (d. h. Schwabe und Umherwanderer). Übrigens war er ein „armer Teufel“. Daher sagt Faust: „Was kannst du armer Teufel geben?“ Wie der mythische Mephostophiles es in Abrede stellt, dass er ein Teufel sei, so zerstört auch Goethes Mephisto selbst den Glauben an seine diabolische Natur. Wenn er in der Hexenküche sagt: „Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen“, so leugnet er einfach die Existenz des Teufels, denn ein Phantom ist nichts wirklich Existierendes, es ist ein blosses

*) Der Schlüssel Salomonis ist der Schlüssel zum Friedrich.

Hirngespinst. „Allein die Menschen sind nichts besser dran", auch nicht der Mensch mit dem Palmenzweige. „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben." Für einen solchen hielt lange Zeit Schiller Goethen. — In der Schülerscene sagt Mephisto: „Muss wieder recht den Teufel spielen". Wäre er wirklich der Teufel, so brauchte er ihn nicht zu spielen. Nur der Schauspieler spielt eine Rolle. Nein, Mephisto ist nur eine Maske, er sagt zu Faust: „Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn. Sie fühlt ganz sicher, dass ich ein Genie, vielleicht wohl gar der Teufel bin." Der Teufel heisst Dämon, das Genie ist etwas Dämonisches. Mephisto ist nicht mehr Teufel als Faust. In Wald und Höhle sagt er zu diesem: „Du bist so ziemlich eingeteufelt", ja er bezeichnet ihn gradezu als Teufel: „Nichts Abgeschmackteres find ich auf der Welt als einen Teufel, der verzweifelt", wie Faust. Mephisto ist eine Maske.*)

Als Schiller seinen Pakt mit Goethe geschlossen hatte, so sagten gewisse Leute, er habe sich dem Teufel ergeben, sie ahnten nicht, dass sie nach Goethes eigner Meinung in einem gewissen Sinne recht hatten, aber freilich hätten sie ebenso sehr recht gehabt, wenn sie gesagt hätten: Goethe habe sich dem Teufel ergeben. Dichter und Künstler überhaupt haben sehr viel Ähnlichkeit mit dem Teufel.

Platon nennt im Gastmahl den Eros uranios, den Trieb nach dem Urschönen, einen grossen Hexenmeister und Zauberer (γόητα καί βάσκανον). Dieser Trieb ist verkörpert im Dichter, der fortwährend dem Schönen nachtrachtet und es zur Anschauung bringt. Die Schönheit bezaubert uns, sie ist eine Hexe. Daher hat Schiller recht, wenn er die Poesie „der Dichtung heilige Magie" nennt. Der Dichter ist ein Magus. „Wer kann des Dichters Zauber lösen"? „Wie mit dem Stab des Götterboten beherrscht er das bewegte Herz". Wer wird nicht gerührt vom „Zauberschlage der

*) Zu beherzigen ist auch, dass die Xenien „Satan" ihren „Herrn Papa" anreden. Schiller und Goethe sind also hier direkt als Satan bezeichnet.

Kunst". Goethe spricht vom „Zauberspiegel der Dichtung", und als einen Magus hatte ihn Wieland in Weimar begrüsst.*) Alle Kunst ist Zauberei, und schon im Altertum ist sie so aufgefasst worden. Pindar giebt im vollen Ernst zu verstehen, dass die Kunstwerke der Telchinen mittelst Zauberei hergestellt seien. Platon, der bekanntlich die Poesie und die Kunst überhaupt gering schätzt, stellt die Dichter, Maler in eine Reihe mit den Sopisten und nennt sie Goëten und Mimetai, nachahmende Gaukler und Magi wie Cagliostro, weil sie wie die Sophisten nur auf den Schein ausgehen, und Goethe sowie Schiller geben ihm recht. Schon Fiesko sagt zu Romano: „Deine Arbeit ist Gaukelspiel" (Goëtie). Gewiss die Kunst ist Goëtie und Magie. Aber diese ist recht eigentlich die Kunst des Teufels, er ist der Erzmagus und übt sie in höchster Potenz; er verleiht sie denen, die sich ihm ergeben haben. So ist die Sache schon in der Confessio Cypriani dargestellt, und dies war die herrschende Ansicht im Mittelalter, und eigentlich steht dieselbe nicht im Widerspruche mit dem Glauben der alten Germanen und Griechen, nach welchem Gesang und Musik die Gaben Apollons und Wodans waren. Was ist der Teufel? Die alten Götter wurden entthront und zum Teufel degradiert. Apollon wurde der Verderber; die Figurä, Charakteres und Inkantationes**) der teuflischen Magie erinnern deutlich an die Runen und Zaubersprüche Wodans.

Aber nicht nur in den alten Göttern sah man fortan Teufel, sondern auch in Menschen, deren Geist über das gewöhnliche Mittelmass hinausragte. Nur einem Bunde mit dem Teufel schrieb man es zu, dass das Genie leistet was gewöhnlichen Menschen unmöglich ist. Die Genies sind „Teufelskerle". Dem Mittelalter war es mit diesem Worte heiliger Ernst. Gerbert und so viele andere hatten

*) Mephisto sagt: „In undurchdrungnen Zauberhüllen ist jedes Wunder gleich bereit.

**) Besonders die Inkantationen und Conjurationen sind Sache der Goëten.

sich dem Teufel ergeben, das bezweifelt sogar ein so heller Kopf wie Walther von der Vogelweide nicht. „Sie glaubt ganz sicher, dass ich ein Genie, am Ende gar der Teufel*) bin", sagt das Ungeheuer von Heinrichs Margarete. Sie steht auf dem Standpunkt des positiven Christentums und glaubt an Teufel.

Dichtergenies und der Teufel wirken Wunder, wenn dieselben auch nicht von der Kirche legitimiert sind, sie machen möglich, was dem gemeinen Menschenverstand unmöglich scheint. Schon Pindar bezeugt es dem Dichter: ἄπιστον ἐμήσατο πιστόν. Die Poesie macht uns „glaublich, was an sich unglaublich scheint". „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr", sagt Goethe ganz in Übereinstimmung mit Pindar, wenn nicht etwa gar sein Ausspruch eine freie Übersetzung des Pindarischen ist, und ähnlich äussert sich der Astrolog im zweiten Teile des Faust, als Faust Paris und Helena heraufbeschwört: „Unmöglich**) ist's, drum eben glaubenswert." Es ist unmöglich, die Verstorbenen heraufzubeschwören. Aber doch thaten es angeblich die nekromantischen Goëten mit Hilfe der Nigromantie, der Kunst des Höllenmohrs, aber dies Unmögliche gelingt den Dichtern, sie sind die wahren Nekromanten. Alles erscheint uns ganz „glaubenswert", wenn ihre Gestalten längst Verstorbener auf der Bühne erscheinen. Die Dichter sind wie der Teufel Thaumaturgen, und wir staunen ihre Wunder an: „Da drängten sich die staunenden Barbaren zu diesen neuen Schöpfungen heran. Seht! riefen die erfreuten Scharen, seht an, das hat der Mensch gethan", nämlich der Künstler.

Aber so sehr uns Dichter und Teufel durch ihre Wunder in Staunen setzen, so sind ihre Werke doch nur ein

*) Goethe ist ein solcher auch, weil er nach Herder von den Göttern d. h. den Teufeln abstammt. Vgl.: „Der von den Göttern du stammst" und: „So wie die Götter Griechenlands, so ist auch er ein Teufel".

**) „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", sagt Manto, die Personifikation des poëtischen μαίνεσθαι, die Tochter des „Wundermannes".

„wesenloser Schein“. Sie sind Goëten und Sophisten, sie erzeugen nach Platon nur die δόξα, den Schein; es sind, wie der Teufel in der Schülerscene sagt, „Blend- und Zauberwerke“, die sie hervorbringen, und ihre Urheber sind „Lügengeister“ und „Lügner“. Der Teufel und die Goëten sind Lügner von Anbeginn an, aber auch die Dichter, nur ist bei ihnen kein dolus im Spiel. Dass die Werke der Poesie wie alle Werke der Kunst nur schöne Lügen sind, bezeugt Hesiod, Pindar, Platon, Aristoteles, Lessing und Schiller selbst. Bei ersterem sagen die Musen Theog. V. 27: „Wir wissen viel Erdichtetes zu sagen, welches dem Wahren ähnlich ist“, also Lügen. Pindar ruft aus: „Traun, Wunder über Wunder, es lügen die Mythen (also die Volkspoesie) über die Wahrheit hinaus, sie lügen, durch schillernde Lügen ausgeschmückt, und die Schönheit (Charis der Poesie) macht das Unglaubliche glaublich“. Nach Platon erzeugen die Dichter, Maler und andere Künstler nur εἴδωλα und φαντάσματα, Bilder, Gestalten und Phantome. Sie betrügen uns wie die Sophisten mit blossem Schein. Darob ist er sehr ergrimmt und schon Solon soll es gewesen sein; wenn er den Teufel gekannt hätte, er würde alle diese Blend- und Zauberwerke ein „teuflisch Lügenspiel“ genannt haben. Dass auch Aristoteles die Dichter für Lügner und die Poesie für Lügen erklärt, ist bekannt, doch verfällt er nicht in den Fehler Platons. Nach Lessing stellen Malerei und Poesie abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen. Seine Definition passt genau auf die Goëtie, an ihn zunächst mögen sich Goethe und Schiller angelehnt haben. Schillers „Schönheit“ d. h. die Muse „malt mit lieblichem Betruge Elysium an unsres Kerkers Wand“, sie täuscht uns mit „wesenlosem Schein“. Vgl. Abhandlung über sentimentale und naive Dichtung. Die Poesie erzeugt nur „Gestalten, Formen, Schatten, Phantome“ wie die Schatten in der Unterwelt. Mit dieser „plumpen“ d. h. körperhaften Welt hat der Dichter nichts zu schaffen. Nur „am Scheine mag der Blick sich weiden“. Mit dem blossen Scheine „täuscht“

uns der Künstler, aber dieser ist ein schöner Schein. „Die Täuschung gefällt". Die Künstler wissen sich mit ihren Werken bei uns einzuschmeicheln. Darum rechnet Platon die Poesie und Malerei zu den „Schmeichelkünsten" wie die der Sophisten und Demagogen. Aber auch die Goëtie ist eine Schmeichelkunst, und γόης wird gradezu als κόλαξ, Schmeichler erklärt. Die Kunst täuscht mit lieblichem Betruge, indem sie unsrem geistigen und leiblichen Auge schöne Bilder vormalt, sie ist eine Goëtie, denn dies Wort wird erklärt durch ἡδονῇ δι ὀμμάτων. — Genau diese Goëtie übt der Teufel und Goethes Mephisto. Er bleibt bei Faust, „doch mit Bedingnis, dir die Zeit durch meine Künste würdig zu vertreiben". Welcher Zeitvertreib ist würdiger als der, welchen uns die Kunst verschafft? „Was dir die zarten Geister (der Poesie) singen, die schönen Bilder, die sie bringen, sind nicht ein leeres Zauberspiel". Es sind schöne Bilder, und zwar wesenlose Traumbilder, d. h. „leichte Dichterträume", die ihm Mephisto vorgaukelt — fast allen liegen Motive aus Schillers Gedichten zu Grunde. Es ist jedoch kein leeres Zauberspiel ματαία γοητεία wie das Cagliostros. Mephisto versenkt „Freund" Faust in magischen Schlaf und malt ihm Elysium an seines Kerkers Wand. Faust hat einen gar angenehmen Traum, aber als er erwacht, klagt er über Betrug: „Bin ich denn abermals betrogen? Verschwindet so der geisterreiche Drang, dass mir ein Traum den Teufel vorgelogen?" Die Kunst täuscht, sie ist eine Goëtin, und Timäus erklärt das Wort Goëten durch ἀπατεῶνες Lügner und Betrüger. Gewiss, Faust hatte recht, als er sagte: „Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen gewöhnlich aus dem Namen lesen, wo es sich allzu deutlich weist, wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heisst", denn der Fliegengott Baalsebub war ein vates, Apollon ist seinem Namen nach ein Verderber, was Aeschylus, Euripides und die Niobiden bezeugen, und die Dichter sind Lügner. Faust klagt über Betrug, und doch hat Mephisto Wort gehalten, er wollte nur schöne Bilder bringen. Auch ist er Fausts Forderung

nachgekommen: „Nur dass die Kunst gefällig sei.“ Es geht ihm wie dem Traurigen Aesch. Ag. V. 420. Es sind nur schöne Träume, die er schaut, er hatte solidere d. h. sinnliche Genüsse verlangt. Offenbar versteht er sich noch nicht auf die Kunst, sonst müsste er wissen: Nur „am Scheine mag der Blick sich weiden.“ Er klagt über Betrug wie Solon als er der ersten Aufführung eines Theaterstücks beigewohnt hatte. Wir wissen heut alle, dass die Dichter Lügner und die Schauspieler Hypokriten d. h. Heuchler sind. Wir ergötzen uns aber an ihren Blend- und Zauberwerken, ohne über den Betrug wie Solon und Platon aufgebracht zu sein; wir sind den „zarten Geistern“, d. h. den Ariels, dankbar, dass sie uns die Zeit so „würdig vertreiben.“

Die Kunst des Dichters wie die des Teufels bezaubert uns, weil sie abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit darstellt. Der Künstler erreicht dies nur, indem er Bilder schafft, die der Wirklichkeit gleichen, er ahmt die Natur nach, und mit Recht nennt Platon die Künstler Nachahmer. Aber so macht es auch der Teufel. Nach der Conf. Cypriani setzt er der Schöpfung Gottes die seinige entgegen, indem er ganz getreue Abbilder (ὁμοιότητας simulacra, imagines) der wirklichen Geschöpfe schafft, aber seine Werke sind wie die der Kunst nur wesenloser Schein. Auch er ist ein Nachahmer und übt die mimetische Kunst, darum wurde er im Mittelalter „der Affe Gottes“ genannt. Aber mit ebensoviel Recht können wir auch die Künstler und die Menschen überhaupt als Affen*) Gottes bezeichnen. Sie lassen sich leiten von dem Nachahmungstriebe; auf ihn führt Aristoteles den Ursprung und zum Teil auch das Wohlgefallen an der Kunst zurück.

Künstler und Teufel sind Diebe. Goethe hatte nach Merck den Faust der Natur glücklich abgestohlen, und der Maler Romano im Fiesco „nährt sich vom Diebstahl an der Natur.“ Sie stehlen Schatten. „Die Kunst, den

*) Vgl. die Meerkatzen in der Hexenküche.

Schatten ihr nachahmend abzustehlen, wies auch das Bild, das auf der Woge schwamm. Ihr eignes liebliches Phantom, warf sie sich in den Silberstrom, sich ihrem Räuber anzubieten. — Im Umriss*) ward sein Dasein aufgefangen.“ So machte es der Räuber Schiller und so machen es alle Künstler. Aber auch der Teufel stiehlt Schatten und zwar im engern und weitern Sinne. Durch ihn büsst der arme Peter Schlemihl seinen Schatten ein. Körners Gedicht, der Teufel in Salamanca, das auf einem alten Märchen beruht, schildert uns, wie der Teufel einen Schatten raubt. Um die Seele eines seiner Zuhörer geprellt, „packt er wütend in seinem Wahn mit seinen Klauen den Schatten an“. Den bekam er nun auch. Als der Student „in lichter Sonne stand, erschraken alle und staunten sehr — der Graf warf keinen Schatten mehr“. Aber er thut es auch wie der Dichter, der bald den Schatten des Wallenstein, bald den des Faust, bald andrer darstellt. Die Schatten des Dichters sind aber eigentlich nur Hüllen, in denen er sich selbst verbirgt. Vgl. Schillers Ausspruch: „Alle Geschöpfe unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst“. Der Dichter ist ein Proteus,**) der bald diese, bald jene Gestalt annimmt. So macht es aber auch der Teufel; er stiehlt Schatten und kleidet sich selbst darein. Häufig erscheint er in Gestalt eines schwarzen Hundes, aber wenn es seiner höllischen Tücke frommt, so nimmt er auch andere Gestalten an, sogar die eines Engels, ja die des Heilands selbst.

Platon stellt die Dichter und Maler den Sophisten gleich, weil sie uns nur mit dem schönen Schein täuschen, und nennt sie verächtlich Goëten, Gaukler und Nachäffer. Schon Pindar hatte die Dichter Sophisten genannt und in Aeschylus Prometheus bezeichnet Hermes den Prometheus als einen solchen. Das Wort hatte ursprünglich keine schlimme Bedeutung, es bezeichnet jemanden, der mit Sophia d. h.

*) Schillers Dichtungen sind also Skiagraphemata, vgl. die Hexenküche.

**) Goethe nennt in einem Briefe an Schiller sich und Schiller Proteïsche Naturen.

Klugheit, Anstelligkeit, Kunst begabt ist, wie ja bei Pindar auch die Kunst selbst Sophia heisst. In Unehren kam das Wort erst durch seine Träger. Die Kunst der meisten war ein Nichts, wie die des Teufels, aber ein solches ist auch die Kunst des Dichters nach Goethe. In dem Briefe 347 an Schiller heisst es: „Indessen sind die Menschen, die sich noch denken können, dass das Nichts unsrer Kunst alles sei, noch besser dran als wir andren, die wir doch mehr oder weniger überzeugt sind, dass das Alles unserer Kunst ein Nichts sei". Auf diesen Worten beruht das Verständnis von Fausts Wort: „In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden". Die Poesie ist nur ein Nichts d. h. ein wesenloser Schein, aber Schillern war sie das All. Mit der „Einsicht in dies Nichts" stirbt Talbot, der „Langstiefel".

Die Sophisten waren Geister des Widerspruchs und sie waren stolz darauf, Allem widersprechen zu können. Ein solcher Geist ist auch der Teufel, aber nicht weniger der Dichter. Die Kunst, so sehr sie Nachahmung der Natur, steht im Gegensatz zur Natur, wie der Schein zum Sein, wie das Vollkommene zum Unvollkommenen, denn nicht die wirkliche, empirische Natur ist es, die der Dichter darstellt, sondern die wahre, nicht das Zufällige, sondern das allgemein Giltige. — Der Teufel möchte die Welt vernichten, der Künstler vernichtet nach Schiller den Stoff durch die Form. Die wirklichen Dinge sind phystá — wenn es dies Adj. verb. von phyo gäbe, natürlich entstanden. Die Werke der Kunst sind me physta d. h. künstlich hervorgebracht. Die Künstler sind Mephystophiles.

Der schöne Schein, den uns Dichter und Teufel vorgaukeln, ist auf die Sinne berechnet, beide führen uns in das Reich der Sinne, denn das Schöne, dessen Darstellung doch der Zweck aller Kunst ist, wird nur wahrnehmbar durch die Sinne. Je plastischer d. h. je sinnfälliger die Gestalten des Dichters uns erscheinen, umsomehr erntet er unsern Beifall, während blosse ideale Schemen ohne Fleisch und Blut uns anwidern. Daher heisst es in Schillers

Künstlern: Die Schönheit „schwebt nah am Sinnenland“ und Mephisto sagt: Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen in dieser Stunde (Hora) mehr gewinnen als in des Jahres Einerlei.“ Das Kalon des Platon ist freilich ein Übersinnliches.

Auch das haben Teufel und Dichter mit einander gemein, dass sie unsere Affekte und Leidenschaften erregen. Hätte Platon den Teufel gekannt, er würde ihn ohne Zweifel aus seinem Staate ausgeschlossen haben, wie er aus dem Reiche Gottes verbannt ist. Die Dichter finden bis auf verschwindende Ausnahmen keine Aufnahme in seinem Staat, weil sie die Leidenschaften erregen und Irrtum statt Wahrheit ausbreiten wie der Teufel. — Aber so engherzig wie Platon ist weder der Herr noch Zeus. Mephisto darf im Himmel erscheinen und der Herr würdigt ihn seiner Unterhaltung wie Jehova den Satan. Gleicher Ehre wird der Dichter, wie uns Schiller in der Teilung der Erde belehrt, von Zeus gewürdigt. Ja, im Dithyrambus steigen die Götter zum Dichter herab „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ *) Schillers.

Der Teufel ist ein Menschenmörder von Anbeginn an, aber der tragische**) Dichter auch. Seine Helden kommen schliesslich alle um, und wer ist schuld daran, als der Dichter, denn darauf legt er es von vornherein an, wenn er eine Tragödie schreibt. Er übt seine Morde mit Vorbedacht, auch er ist ein ἀνθρωποκτόνος ἐξ ἀρχῆς. Die Welt und die Menschheit existiert indessen fort trotz der beiden Menschenmörder.

Der Teufel ist ein Fürst der Finsternis, aber Schiller auch. — Der Teufel baut Brücken, Schiller auch, er thut es um die Wette mit Apollon-Helios, der seine Brücke „auf der Donnerwolke duft'gem Tau“ wölbt. Schiller,

*) Das griechische Wort Chaos (von chaskein, klaffen) ist fast geeigneter, die Hölle hinter dem Ofen zu bezeichnen, als die eigentliche Hölle.

**) Beide lieben nicht das Glück (fausta), sondern das Unglück (μὴ fausta) der Menschen, beide sind Mefaustophiles.

Helios, der Teufel und der Papst sind Pontifices maximi. Das Pentagramma macht dem Teufel Pein, es bedeutet die Kritik der reinen Vernunft — alle wahre Philosophie ist eine solche; der Teufel hasst die Vernunft. Auch Goethen machte es Pein; er bedauerte, dass Schiller mit diesem Studium, welches ihn nicht zum Dichten kommen liess, soviel Zeit verlor. Schillern selbst machte ein andres Pentagramma, nämlich das Wort aus fünf Buchstaben, die „Horen", Pein. — „Einbläsereien sind des Teufels Gunst", sagt Mephisto, sie sind auch die Gunst Apollons, denn er inspiriert die Dichter. — Der Teufel hat es auf unsere Seele abgesehen, sie möchte er in Fesseln schlagen, aber der Dichter auch.

Schliesslich ist der Teufel ein Kuppler, aber ein solcher ist nach Goethe auch der Dichter, beide entzünden Liebesleidenschaft, indem sie im Zauberspiegel ihrer Kunst schöne Mädchengestalten, wahre Perlen, vorspiegeln. Schiller hatte etwas nebelhaft in Kabale und Liebe eine Perle von einem Mädchen gezeichnet. Luise ist von niederer Herkunft, aber ein schönes, engelreines Kind. Goethe hatte sich in ein solches verliebt, was ein schlimmes Gewitter für ihn zur Folge hatte. Schiller war an allem schuld, er ist sein Verderber — vielleicht haben wir diesen Gedanken aus dem Werke des grossen Eiron*) herausgelesen. — Die Poesie ist Magie, Virtuosen darin sind die Zigeuner, und dä die Dichter auch Kuppler sind, so kann schliesslich die Poesie scherzhaft als „Kuppler- und Zigeunerwesen" bezeichnet werden. Karoline, Charlottens Schwester, schien dazu „wie auserlesen". Sie stiftete nicht nur verschiedene Heiraten (vgl. Düntzer, Schillers Leben), sie war auch eine recht begabte Dichterin. Ihr Roman Agnes von Lilien war von F. Schlegel für ein Werk Goethes gehalten worden. Der Verkehr Schillers mit ihr und ihrer Schwester mag Goethen an den Besuch Jesus in Bethanien bei Maria und Martha erinnert haben. Der Charakter dieser beiden

*) Eiron, Schalk, lustige Person. Der grösste Eiron war bekanntlich Sokrates.

Schwestern war dem jener beiden ähnlich. Schiller liebte beide Schwestern — aber in verschiedener Weise. Der Dichter fühlte sich natürlich zu der Dichterin hingezogen und diese zu jenem. Karoline war verheiratet, war also Frau, aber sie lebte mit ihrem Mann, der sie meistens allein auf dem Stroh liess, nicht glücklich. Unter diesen Umständen war es ihr nicht zu verargen, wenn sie etwa den Gedanken hatte: „Hätt' ich nur einen Totenschein". Sie hatte nicht übel Lust, den Antichristen, d. h. den Dichter der Götter Griechenlands zu heiraten. Schliesslich vermittelte sie die Verbindung Schillers mit ihrer Schwester. Der Teufel besucht Martha und Maria-Margarete, Orestes Klyt. und Elektra.

Der Künstler ist gleichbedeutend mit dem Menschen. Ihm gab Gott „die herrliche Natur zum Königreich", in dem der „kleine Gott der Welt" herrscht. Am nächsten an ihn an schliessen sich die Haustiere, aber auch gewisse Tiere, die ihm weniger erwünscht sind, drängen sich ihm auf, wie Fliegen, Ratten, Mäuse u. s. w. Die Frösche sind ihm im Garten lästig. Daher kann der Mensch so gut wie der Teufel sagen: Der Herr der Fliegen, Frösche, Wanzen. Er ist gewiss ihr Herr. Auch der Rattenfänger von Hameln befahl den Ratten, sich hervorzuwagen. Diese Stelle hindert also durchaus nicht, den Teufel zugleich als Dichter d. h. Apollon aufzufassen, der übrigens auch der Herr mancher Tiere, unter andern auch der Mäuse, war. Schon Widmann weist in der Erinnerung zum 34. Kapitel darauf hin, dass Augustin, lib. 4, cap. de Trinit. die Blend- und Zauberwerke des Teufels mit denen des Theaters vergleicht. — Der Teufel des Mittelalters ist seinem Ursprunge nach keineswegs identisch mit dem bösen Prinzip an sich wie Ahriman, er ist ein diabolisierter Gott oder vielmehr stellt

*) Er meldet den beiden Schwestern wie Orestes seinen eignen Tod, d. h. den Tod des polem. Dichters. In Schillers Hause wurde Karoline vom Gesinde „die Frau" genannt. Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach Frau Schwertlein. Der Totenschein bedeutet daher auch Schillers Magisterdiplom.

er in sich mehrere Götter daran, daher ist er sehr Gott, d. h. Ariel. Goethes Mephisto ist vor allen Dingen Apollon und Eros. Mephistopheles ist göttlicher Natur, wie er auch „von den Göttern stammt“, aber: „Wie alle Götter Griechenlands, so ist auch er ein Teufel“. Mit dem Teufel ziemlich identisch ist der grosse Jäger.

Apollon, der grosse Jäger.

Der Alpenjäger.

Διώκει παῖς ποτανὸν ὄρνιν.
Aesch.

Das Motiv des grossen oder wilden Jägers ist der Faustsage nicht fremd. Faust und Mephistopheles führen die wilde Jagd in Leipzig vor dem Cardinal Campegio auf. Goethe hat dies Motiv benutzt, indem er ihm eine andere Wendung giebt. Den Namen des grossen Jägers verdient niemand mehr als Apollon, der mit seinem silbernen Bogen unfehlbar treffend seine Feinde niederstreckt. Aber was ist Apollon weiter als der Dichter an sich! Dieser aber wiederum ist der verkörperte Eros Kalon, d. h. der Trieb nach dem Schönen. Platon nennt denselben, und mit Recht, einen gewaltigen Jäger. Die Schilderung, die er von ihm entwirft, passt in vielen Stücken auf Schiller, und dieser war es auch, der Faustus, d. h. Goethen und Schillern verführte, d. h. die Ursache war, dass sie sich wieder der Poesie zuwandten. In Kabale und Liebe nennt Miller den „Kavalier, Baron“*) Ferdinand, d. h. Schillern selbst, einen diabolischen Junker, und dieser diabolische Junker ist es nun, der Fausten auffordert: „Lasst alles Sinnen sein. Ein Kerl, der spekuliert“, d. h. Philosophie treibt wie Schiller, „ist wie ein Tier, auf dürrer Haide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und ringsumher

*) Vgl. Mephistos Worte in der Hexenküche: „Du nennst mich Herr Baron, ich bin ein Kavalier.“

liegt schöne grüne Weide“ (Nemea! an der Landenge von Korinth). „Zum Kampf der Wagen und Gesänge, der auf Korinthus Landesenge“ — in Nemea, der schönen grünen Weide — „der Griechen Stämme froh vereint, zog Ibykus, der Götter — und Goethes — Freund.“ Dahin war Ibykus-Schiller gezogen, dahin auch Theron, der „Jäger“. So soll es auch Faust machen. Der Fürst von Akragas ist ein Aeschyleischer Mann, denn seine Stadt führt die beiden Adler des Aeschylus im Wappen, die den Hasen verzehren (Ag. 112), welche im Prometheus akrageis Kynes, d. h. schreiende Hunde des Vaters Zeus, genannt werden. Ein solcher Jäger wie Eros, Apollon und Theron, ein solcher Adler und Hund wie der des Aeschylus ist nun Schiller. Pindar preist den Theron als „edlen Junker“.*) Er war es dadurch geworden, dass er in den grossen Nationalspielen der Griechen Siege davongetragen hat. „In Olympia trug er selbst den Preis davon, in Pytho aber und auf dem Isthmus bekränzten seinen ihm ebenbürtigen Bruder die beiden Brüdern gleich gewogenen Huldgöttinnen für Siege, die er mit dem Viergespann davongetragen hat.“ Dieses Viergespann wird Dodekádromon genannt. Goethe nahm — wohl irrtümlich**) — an, dass es mit sechs Pferden bespannt gewesen sei. Daher sagt der diabolische Junker: „Wenn ich sechs Hengste zahlen kann — und bin ein rechter Mann, als hätt' ich vierundzwanzig Beine.“ Aber dieser diabolische Junker ist ein französischer Bürger, ein Gallus. Nun ist aber bekannt, dass die Franzosen***) Haupthähne in der Erotik sind, grade so wie der Hahn, welcher der Don Juan unter den Vögeln ist, denn er lässt sich ganz nach Platons Schilderung (Gastmahl) nicht an einer Schönen genügen. Ein solcher Gallus ist nun auch Schiller

*) Er war kein Hans von A. So waren auch die grossen Hansen (Johann) Schiller und Goethe keine H. v. A., sondern Hans von Ars (vgl. Goethes Gedicht Etymologie), also grosse Kunsthansen.

**) Doch hat Schiller als Skylla, d. h. Löwin, und Mutter der Räuber sechs sehr lange d. h. Pferdehälse.

***) Sie nennen solche einen bon coq und coq en village (Volkstädt!).

und deshalb tritt er als Don Juan Gallus auf, d. h. als anthropomorphisierter Hahn, denn der Junker Hahn stolziert einher „in rotem, goldverbrämten Kleide*), das Mäntelchen von starrer Seide“ um den langen Hals. Ausserdem macht ihn „die Hahnenfeder auf dem Hut“ als Gallus kenntlich. Es ist seine Coquarde**) (Hahnenzeichen). „Mit einem langen, spitzen Degen“, d. h. einem Stahlsporn, erschien der Hahn bewaffnet auf dem Kampfplatz. Einen solchen führte natürlich auch Schiller, wenn er Galatracht angelegt hatte. Aber er hatte ihn auch als Schriftsteller in seinen ersten vier Dramen meisterlich geführt. „Ich will einer Menschenklasse den Dolch (ξιφιδίον) auf die Brust setzen, die er bisher nur gestreift hat“, schreibt er an Reinwald. Er war ein Kampfhahn gewesen, der sein Schwertlein gar wohl handhabte und war des Namens Schwertlein***) (ξιφιδίον, „Dolch“, Schwertlein) wohl wert†). Aber Galli hiessen auch die verzückten Diener der Mutter Kybele. Ein solch in göttlichem Wahnsinn Verzückter ist nun auch Schiller, der Diener der Urania. Schiller ist der grosse Jäger, der Freischütz, der mit Goëtie, d. h. „der Dichtung heiliger Magie“, seinen Bogen handhabt. Seine Pfeile fehlen nie und schwirren heran, wie die Appollons, ohne dass der Schütz sichtbar wird. Das erfährt der feige Wüterich und Tyrann, der Landvogt, der die Milch††) seiner frommen Denkart in der Karlsschule in gährend Drachengift verwandelt hatte.

Auf dieser Fiktion Goethes beruht wohl Schillers Alpenjäger. Vorab ist zu bemerken, dass die Alpenjäger oder

*) Das rote Kleid macht ihn indes auch als guten Hausgeist (Kobold) und Spiritus familiaris kenntlich. Ein solcher ist der Mephostophiles der Sage.

**) Der Hahn war 1789 das Wappen der Franzosen.

***) Aber sein Schwertlein ist das Götterschwert Cheru, und er selbst ist Cheru, der Gott mit dem Flamberg.

†) Seine Ernennung zum Professor kam dem Tode des polemischen Dichters gleich!

††) Milch wurde den Kobolden vorgesetzt. Sie nährten sich also „von ungemischter Speise“.

Gemsjäger in der Schweiz Birger heissen. Der Inhalt des Gedichts ist, wie der Birger, d. h. der Bürger Schiller, der an einer jetzt geänderten Stelle gradezu als „wilder Jäger" bezeichnet war, in blindem, wütigen Ungestüm eine Gemse verfolgt, die der Berggeist in Schutz nimmt. Auch dies Gedicht ist ein Gleichnis wie das Berglied. Für das Verständnis desselben kommt alles darauf an, dass wir uns versichern, was mit der Gazelle gemeint sei. Dass eine Gemse keine Gazelle ist, wusste Schiller so gut wie seine Erklärer, und wenn er nun dennoch die Gemse*) als solche bezeichnet, so wird er seinen guten Grund gehabt haben, wie er seinen Grund hatte, seinem Gedicht die Ueberschrift Alpenjäger zu geben, und nicht Gemsjäger. Wagner sieht in dem Löwen einen Hund. Der Bürger Schiller hält in seiner Imagination (Einbildung) die Gemse für eine Gazelle. Dieselbe ist seit aller Zeit das Sinnbild der Anmut und Schönheit gewesen. Ein schönes, flinkes, munteres Mädchen hat man von jeher einer Gazelle verglichen. Griechisch heisst die Gazelle von ihrem muntern Blick Dorkas, bekanntlich der Name eines Mädchens in Shakespeares Wintermärchen. Diese Dorkas sagt dort zu Autolykos, dem Wolfe in eigener Person: „Schwurst du doch, mein Schatz**) zu sein." Wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, dass die Gazelle das Mädchen des Wolfes an sich bedeute. Schiller hatte, wie er ergrimmt***) war auf Goethe,

*) Lat. heisst die Gemse Capella, was nun auch Kirche bedeutet. Schiller hatte die Kirche besonders in Don Carlos angegriffen.

**) Margarete = Perle, einziger Schatz.

***) Doch steht Schiller auch als „Feind" hoch über dem Chorus der übrigen Widersacher Goethes. Schiller hatte, wie sich zeigen wird, seit 1784 ein Recht, Goethe zu hassen, diese Leute keineswegs. Sie waren ihm im Gegenteil meistens zu Dank verpflichtet. Schiller hat sein Unrecht glänzend gesühnt, dieser Mob beschandfleckte Christiane noch im Grabe, obgleich er sie niemals kennen gelernt hatte. Wahrlich es that not, dass Schiller zeigte, wie diese „zweibeinigen, unbefiederten Wesen", weit entfernt, Gebildete zu sein, Menschen eben nur im Sinne des Physiologen wären, denn ihnen fehlte das wesentlichste Merkmal des homo sapiens — die Humanität. So wenig Goethes „Gewissens-

wahrscheinlich seinen Hass gegen diesen auch auf Christianen übertragen. So verfolgt er denn auch in unserem Gedicht die Gazelle in blindem Eifer, aber der Berggeist des Riesengebirges, d. h. des Mons Keteios, also des Goethegebirges, Gotthardt, d. h. Ariel, nimmt sie in Schutz. In dem Gedichte Gefunden besingt Goethe seine Geliebte unter dem Bilde eines Veilchens. Sie glich — wohl nach seiner Meinung, freilich nicht nach der der Frau von Stein und ihrer Clique — der Viola*) Shakespeares. „Wie Sterne leuchtend", auch wie der Stern Kapella, die Gemse, „wie Aeuglein schön" war diese Viola, die er im Stern gefunden hatte. „Die Hörner der Gazelle dienten bei den alten Aegyptern als würdige Attribute der Götter und Helden."

Die Geliebte Goethes war „das Götterkind der heiligen Natur" wie seine Poesie. Die Gazelle wird dadurch zum Sinnbild von Goethes Poesie, und an diese erinnern auch die leierförmig gewundenen Hörner derselben, wie ihr Name an das englische gaze, schauen, und Goethes Intuition erinnert, woran uns auch das griechiche Dorkas mahnt.

---

ehe" zu billigen ist, das Betragen seiner Gegner ist es noch weniger, es ist ekelhaft. Sie tadelten an Christiane Mangel an Bildung, und sie selbst zeigten sich täglich als Paphlagonier und Hottentotten. Nein, in eine Gesellschaft von solcher Bildung und solchem Anstand konnte sich Margarete, die „reine Magd", wahrlich nicht wagen, sie hätte sich beschmutzt; sie mied daher den Verkehr mit diesen Gift- und Schmutzmicheln und verkehrte fast nur in der guten Gesellschaft Goethes und seiner Freunde. Hier gab es keine Lumpe und Allerweltsschwätzer und auch keine Sykophanten, weder privilegierte noch unprivilegierte. Mit diesen unsaubern Geistern hatte Schiller selbstverständlich durchaus nichts gemein; über ihnen steht er so hoch wie der Mensch über dem Gorilla und Pavian. Vgl. Schillers fünften Brief über ästhetische Erziehung.

*) Es scheint nicht zufällig, dass dieser Dichter wiederholt Mädchen schildert, welche wahre Perlen, doch sich genötigt sehen zu „dienen". Imogen die Prinzessin heisst die vom Niedrigsten Geborene. Prinz Cloten (cloth) ist der Mensch, der nur erst durch seine Kleider, d. h. den Schneider etwas ist. An wahrem Menschenwert sind solchen Mannsen nicht blos Imogen sondern die meisten Dienstmädchen über. Aber „das Vorurteil macht albern", sagt die Gräfin Almaviva mit Recht.

Schiller hatte sich so in den Hass gegen Goethe hineingelebt, dass er schliesslich auch Goethen als Dichter hasste, vgl. über Anmut und Würde, Anmerkung auf S. 509 (Kurz). Allein der Geist, der Bergesalte, leistete grade das Höchste im Dienst seiner Aphrodite pandemos und urania. Er steht mit seiner Margarete alpenhoch. Vergebens trachtete Schiller, ihn zu erreichen, aber schon seine Iphigenia zeigt ihn auf dieser Höhe. An sie erinnern die Verse: „Mit des Jammers stummen Blicken fleht sie zu dem harten Mann". So fleht Iphigenia bei Aeschylus Ag. V. 239—46. Aber der Räuber Schiller war ein Skiron (σκιρός hart), ein harter Mann. Doch sein Hass gegen Goethe und seine beiden Geliebten, die Urania, d. h. seine Poesie, und die Pandemos, d. h. Sophia, war so erfolglos wie der Grimm Kalibans gegen Prospero, Ariel und Miranda. Er vermag nichts gegen den Berggeist und den Alten vom Berge, den Vetulus de montanis*), der seine Räuber und Mörder, die ihm blind ergeben waren, mit dem Nektar seiner Poesie berauschte und ins Paradies versetzte, der den Eingeweihten seine Mysterien offenbarte, die in Symbolen und allegorischen Bildern versteckt sind. Aber schliesslich ist es fast gleichgiltig, ob man die Gazelle als Symbol Christianens oder der Goethe'schen Poesie fasst, denn im Grunde genommen ist es doch immer Goethe selbst, den der Bürger Schiller in seiner Poesie wie in seiner Geliebten hasste. Beide fanden ein Asyl im Reiche Ariels, d. h. der Dichtung.

Wie das Berglied so enthält auch der Alpenjäger viele Anspielungen auf andere Gedichte Schillers. Die gute Mutter Urania ermahnt ihr Paidion, vgl. oben, ihren lieben Knaben und Pagen wie Schillers Mutter, er soll doch wie sie das Leben einer Taube führen. Vgl. Goethes Gedicht Adler und Taube. Aber den Adlerjüngling**) reisst es fort zur

*) Seine Frau ist daher eine Vetula, d. h. eine „Alte". Auch diese Hexe hatte ihren Ariel wie Sykorax in eine Spalte eingeklemmt. Vgl. Scene auf dem Blocksberg: „Einst hatt' ich einen wüsten Traum u. s. w."

**) Vgl. Räuber: „Das Gesetz bringt es so mit sich, dass zum Schneckengang verderbt, was Adlerflug geworden wäre."

Jagd, und zwar wagt der Räuber und Wilderer, in das heilige Gebiet des Berggeistes einzudringen. Er ist ein kühner Thor. „Willst du nicht die Lämmlein hüten“ u. s. w. Vgl. Braut von Messina: „Schön ist der Friede“, u. s. w. In der Braut von Messina hütet der Knabe*) Karl wie Apollon bei Admetus die Schafe, jetzt greift der Verderber zum Bogen. „Willst du nicht die Herde locken“, wie der Meister Hirt, d. h. der Magister Phylax, der seine braune Liesel am Geläut**) kennt. „Lieblich tönt der Schall der Glocken“ besonders der Schiller'schen, „in des Waldes Lustgesang“, d. h. in „der Vögel melodischen Chor“ im Spaziergange. „Draussen ladet dich kein Garten“ wie in den Gedichten Sehnsucht und Erwartung. Vgl. auch Spaziergang: „Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung.“ „Wild ist's auf den wilden Höh'n.“ Vgl. Spaziergang: „Wild ist es hier und schauerlich öd'. „Und der Knabe ging zu jagen“, wie der Graf von Habsburg, der hinausritt, „den flüchtigen Gemsbock zu jagen“. „An des Berges finstern Ort“ zieht der Knabe, seiner Mutter Paidion. In der Bürgschaft stürzt er mit seiner „raubenden Rotte hervor aus des Waldes nächtlichem Ort“ und überfällt den harmlosen Wanderer. „Vor ihm her mit Windesschnelle“ wie die sturmfüssige Iris und wie Ariel***) „flieht die zitternde Gazelle.“ Dorkas, die Schönheit flieht zitternd vor dem entsetzlichen Feinde derselben und findet Schutz im Reiche Goethes, des Berggeistes nach Musaeus.

Schiller hatte das Berglied Goethen als eine Aufgabe zum Dechiffrieren übersandt; eine solche ist auch das Gedicht Der Alpenjäger. Wie die Aufgabe, so ist auch

*) Im Faust bedeutet Knabe immer den Knaben Karl Moor und Don Carlos, d. h. Schiller. Ebenso ist dieser angedeutet durch Mensch, Thor, kühn, bunt u. s. w.

**) Da sie eine Schelle trägt, ist sie eine Koboldin.

***) Der wilde Jäger kann nur den Menschen Goethe, nicht den Gott des Götterberges Parnass ängstigen. Zu diesem flüchtet der erstere. Vgl. Künstler: Es „flüchte die ernste Wahrheit zum Gedichte und finde Schutz in der Kamönen Chor.“

die Antwort Goethes in poetischen Chiffern, in characteribus*) gehalten. Die erste Scene von Faust II ist diese Antwort.

Schillers Berg ist der Skt. Gotthart, seinem Namen nach ein heiliger Berg. Die Griechen nennen solche Berge ζάθεος und ἠγάθεος; bei Jesaja aber heisst der heilige Berg Moria Ariel, d. h. Gotthart. Schiller macht denselben, indem er ihm zwei Zinken giebt zum Parnass, dem Throne der Königin Urania. Goethes Berg mit seinen „Gipfelriesen" ist kein anderer. Am Fusse desselben liegt „ein heiteres Thal der Freude." Es ist bei Goethe wie bei Schiller das Reich des Ideals, ein Paradies. „Aus des Lebens Mühen und ewiger Quell" möchte Schiller „in dieses glückselige Thal" entfliehn. Goethes Faust thut es wirklich. Hier waltet der König der guten Geister. Ariel ist sein richtiger Name, aber auch Mephistopheles, denn er scheut das Licht, er ist ein Nachtgeist. Wir dürfen wohl annehmen, dass Moor-Ariel der Berggeist des Moria-Ariel sei.

Schiller ist ein Lucifer. Er ist ein Fürst der Finsternis und brütet in der Hölle, welche im ältesten Faustbuch ein Carcer, d. h. „Kerker" genannt wird. So scheint denn der rotharige Thor der Höllenmoor Walthers von der Vogelweide, und da er auch als Dichter ein „Verderber, Lügner" und Goëte ist, so ist es nicht zu verwundern, dass er im Faust so lange für den leidigen Teufel Lucifer selbst gehalten worden ist. Aber dafür halten wir ihn nur in unsrer Verblendung, unser „Auge ist nicht frei." In Wirklichkeit ist er ein Lucifer**) in ganz anderem Sinne. Auf seinem Haupte flammt der Dioskurenstern, der voll Charis und Wahrheit so schön leuchtet wie der Morgenstern. Er bringt wie

*) Faust liebte die figuras und Charakteres wie überhaupt die Nigromantie. Schillers Poesie ist, da sie in der Nacht geübt wird, Nigromantie, wogegen Goethes Goëtie Theurgie ist.

*) Obgleich im Dunklen waltend, ist er doch Herrscher des Lichtreichs. Daher heisst es: „Gebt ihn zurück dem heil'gen Licht".

Prometheus den Menschen „des Lichtes Himmelsfackel", die Heil und Rettung bedeutet. Besonders hat dies Goethe erfahren. Für ihn war er ein Jesaia, „Hilfe Gottes".

Schiller ist ein mächtiger Fürst, aber sein Reich ist, wie er selbst einmal gesagt hat, nicht von dieser Welt. Es ist das Reich des Ideals, Jerusalem „die Wohnung des Friedens", der Schönheit stilles Schattenland. Er ist der gute Genius und gehört zu den θεοὶ μύχιοι*), wie Apollon und die Laren und Penaten, wie der gute Hausgeist der alten Germanen. Der Feuerherd, der heiligste Ort im Innersten des Hauses, ist seine Wohnstätte**). Nur in solchen Schlupfwinkeln ist noch das Reich der Unschuld und Schönheit und Reinheit, das goldene Zeitalter zu finden, und ein solch abgelegener Gebirgswinkel (vgl. das hom. μυχῷ Ἄργεος), ein Carcer, ist es auch, wo Faust seinen Dichterheiland findet und des Heiles teilhaftig wird in der Schönheit stillem Schattenlande.

Die Poesie ist ein Spiel***) (nach Schiller), ja ein Kinderspiel. Aber „kennst du schöneres und kunstvolleres Spiel†) als die Kunst? fragt in Platons Sophisten der Fremde den Theätet. „Gewiss nicht", antwortet der letztere, „du hast sehr viel gesagt, alles zu einem Einzigen zusammenfassend; nichts schillert so wie dies." Solche schillernde Brillanten sind Schillers Kohinur und Regent, und aus solchen besteht der ganze Faust. Er schillert und handelt von Schiller von Anfang bis zu Ende, denn der Faust, den wir besitzen, ist nicht derjenige, welchen Goethe Boie vorgelesen hatte, sondern eine Umdichtung, die aus den schwierigen Ver-

*) Winkelgötter. Zu ihnen gehört auch die Katze, die bei den Aegyptern göttliche Verehrung genoss und den Wagen der germanischen Frigg zog, sie ist ein dämonisches, d. h. ein göttliches oder teuflisches Tier, je nachdem man Dämon als Gott oder Teufel fasst.

**) Vgl. Aesch. Eum. V. 170.

***) Vergl. den engl. Ausdruck play und unser Schauspiel. Die Poesie ist „ein Spiel, bei dem man nie gewinnt". Faust I, V. 1327.

†) παιδιά von παῖς Kind.

hältnissen hervorwuchs, in denen er sich seit 1788 befand. „Dem Herrlichsten, was sein Geist empfangen, hat fremd und fremder Stoff sich angedrängt", d. h. Stoff, der dem ursprünglichen Plane des Faust ganz fremd war. Das Faustdrama, wie es uns jetzt vorliegt, ist eine Umarbeitung des älteren Entwurfs, natürlich mit Benutzung des früher schon Gedichteten, soweit es anging, nach 1788 entstanden.

Ein Spiel, ja ein Kinderspiel (παιδιά), sagten wir, ist die Poesie, und so erscheint sie auch in den beiden Schiller'schen Gedichten und in unserer Scene des Faust. Schiller spielt mit Goethen Verstecken, Wanderer*) und Räuber u. s. w.

Ariel-Schiller erscheint bei Goethe wie der Ariel Shakespeares als ein Seraph. Aber wie dieser selige Geist bei letzterem Dichter auch die Gestalt eines Igels annimmt, um seinen und seines Meisters Feind zu peinigen und zu plagen, so nimmt auch Goethes Seraph eine gar hässliche Gestalt an. Seraph klingt ganz so wie Sehr-Aff**) (ἄγαν πίθηκος). Und als solchen erblicken wir den Seraph in der Hexenküche.***) Der Goëte Goethe hat ihn in eine

*) Bei Schiller bedeutet Wanderer oft Goethe, Räuber Schiller.

**) Diese Etymologie musste Goethen sehr geläufig sein. Bekanntlich nannten die Gegner Klopstocks diesen „seraphischen" Dichter einen sehr-affischen. Vgl. z. B. Chr. F. Weisse. Goethe hat dem an sich eben so schalen als wohlfeilen Witz einen Inhalt gegeben.

***) Wenn die Poesie nach Schiller „Magie", nach Goethe und Platon Goëtie, d. h. Zauberei ist, so ist der Dichter ein Hexenmeister wie der Teufel (vgl. confessio Cypriani), die Muse ist eine Hexe, wie Shakespeare die Schönheit nennt, und des Dichters „Museum", d. h. seine Stube, wo ihn die Muse besucht, ist eine Hexenküche. Es ist daher ganz in der Ordnung, dass hier der Goëte den Menschen im Zauberspiegel der Kunst ein schönes, engelreines Mädchen schauen lässt, die Fausten bezaubert. Ihr Bild ist nur ein Skiagraphema, ein „Schattenbild". Daher kann es Faust nur aus der Ferne betrachten (vgl. Platon, Theätet, 208 E.). Tritt er näher, so schwindet es wie die Iris (die Schillerin) über einem Springbrunnen. Das Mädchen ist eine Margarete, d. h. Perle, aber sie heisst wohl Luise. Goethes Liebe zu Christiane gleicht der Ferdinands, d. h. Schillers zu Luise Millerin. Was schreit nun die Welt über sein Verhältnis zu dem armen aber

Meerkatze verwandelt und ebenso seine Frau. Diese „abgeschmackte“ Gestalt ist aber seinem Wesen durchaus entsprechend, denn alle Kunst ist Nachahmung der Natur. Techne mimetike wird die Kunst schon bei Platon genannt, und Moritz schrieb unter Goethes Aegide „über die bildende Nachachmung des Schönen“. Die Künstler heissen schon bei Platon Nachäffer und Goëten, d. h. Gaukler, Tausendkünstler, Taschenspieler, Betrüger, Magi. Nun ist im Nachäffen kein Geschöpf mehr Virtuose als der Affe. Wenn also der Seraph zum Sehr-Affen wird, so ist damit ein grosses Lob in scherzhafter Form ausgesprochen. Der Seraph Ariel-Schiller ist ein sehr grosser „Künstler“.

Zur Meerkatze*) wird der Seraph. Wie angemessen und treffend! Der Löwe, also auch der Löwe Schiller ist eine Katze, aber eine grosse Katze, d. h. eine Meerkatze, denn die Vorsilbe Meer bedeutet gross, und ein Meerwunder ist ein grosses Wunder. Enthält doch grade das Meer die grössten Ungetüme, Kete genannt. Solche Ungetüme sind nun auch Goethe und Schiller-Ariel, der Catulus, d. h. „der Kluge“.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“, ruft Faust aus, ganz im Sinne Schillers. Schon in seiner ersten Schrift „über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ hatte Schiller den Menschen „das unselige Mittelding von Vieh und Engel“ genannt,**) und der „Pfaffe“ Stolberg kann daher auf seine Frage in der Recension der Götter Griechenlands: „Wohnen zwei

---

schönen und guten Mädchen, während sie die Liebe Ferdinands billigt und preist?! Das ist wohl der Sinn. Dass Schillers Zimmer in Mannheim nahezu wie eine Hexenküche ausgesehen habe, geht aus Streichers Bericht hervor. Es wird wohl später nicht viel anders gewesen sein.

*) Mephisto und die Meerkatzen sind nur in verschiedenen Gestalten dasselbe, nämlich Schillers Künstler. Die guten Hausgeister (Kobolde) nahmen häufig die Gestalt einer Katze an. So ist Heinrich zum Kater Hinz geworden.

**) In der Hexenküche ist Faust-Schiller das unselige Mittelding zwischen Apollon-Mephisto, dem Engel und den Meerkatzen, dem Vieh.

Seelen in des Dichters Brust"? nur eine bestätigende Antwort erhalten, die ihm Faustus-Schiller auch wirklich erteilt. Leider ist es so. Ja, zwei Seelen. Der Eros pandemos und der Eros uranios. Goethe hat wie die Griechen Inneres zu Aeusserem gemacht und zwei besondere Gestalten geschaffen. Der Bürger Schiller, der ihn so grimmig gehasst und als Birger, d. h. Alpenjäger, verfolgt hat, ist ein „Kannibal" (Vgl. Schillers Abh. S. 13 Ed. Kurz), d. h. ein Kaliban, ein „Vieh", der Dichter von Ideal und Leben, der Freund und Retter Goethes, ist „ein Engel", nämlich Ariel. Phylax Schiller gehört zu den Daimones Phylakes, zu denen nach Hesiod, Werke und Tage, V. 121—126, die guten Menschen des goldnen Zeitalters nach ihrem Tode geworden sind. Sie entsprechen ganz unsern Schutzengeln.

Der Faust der Sage, nach einigen Berichten aus Schwaben stammend, wird als „herrlicher, hochfliegender Geist" bezeichnet. Ein solcher ist nun Ariel, und zugleich ist er wie Heimdal, der Gott der alten Germanen, ein treuer Wächter der Regenbogenbrücke.

Ariel ist als König*) der Elfen charakterisiert. Diese aber sind kleine Leute, Homunkuli; sie sind Kinder (Paidia), mit „kindlichem Gemüt". (Vgl. Schillers Genius.) In dieser Gestalt erscheint Fausts Schutzgeist an dessen Seite auch im Puppenspiele (vgl. Simrock, Faust, ein Puppenspiel), nachdem er den Pakt mit dem Teufel geschlossen. Die scenarische Bemerkung lautet: „Von unwiderstehlichem Schlaf befallen," wie in unsrer Scene, „sinkt Faust in seinen Sessel. Sein Schutzgeist in kindlicher Engelgestalt", welche die Elfen haben, „erscheint an seiner Seite, den Palmzweig in der Hand. Mephistopheles verschwindet," wie er in unsrer Scene schon verschwunden ist. Gewiss, Ariel ist der Mensch mit dem Palmenzweige.

*) In der Sage heisst er Goldemar, der „Goldstrahlende". Aber aus dem Mar machte das Mittelalter einen Alp. In einer Sage erscheint Goldemar als Hausgeist und Freund des Grafen Niveling (Nibelung) Hardenberg uud spielt wunderschön Harfe. S. Simrock Mythol. S. 430.

Die erste Scene des neuen Faust — und wir besitzen nur diesen Faust, zu dem sich Goethe in Italien den Plan gemacht hatte — ist im Garten Borghese entworfen, aber wohl erst später ausgeführt oder umgearbeitet, denn Faust-Schiller sagt: „Schafft diese Sudelköcherei wohl dreissig Jahre mir vom Leibe"? Er wurde 30 Jahre 1789. Die Scene ist sehr dunkel.*) Aber eben so dunkel sind so viele andere Partien. Andrerseits bezeugt Goethe selbst, dass er manches in seinen Faust hineingeheimnisst habe. Unter diesen Umständen war die Frage erlaubt und berechtigt: Soll man sich mit dem Wortlaut des Faust begnügen, oder darf man nach einem tiefern Sinne suchen? darüber herrscht viel Streit. Derselbe ist vollständig gegenstandslos, denn beide Auffassungsweisen sind berechtigt, so berechtigt wie die verschiedenen Erklärungen des Berglieds. Es gibt, wie schon bemerkt, einen Faust für Exoteriker und einen für Esoteriker. Diesen Gedanken deutet Goethe selbst an in dem kleinen Gedichte: „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben" u. s. w. „Man eilt zerstreut zu uns wie zu den Maskenfesten", sagt der Theaterdirektor im Vorspiel, und im Grunde genommen ist jedes Schauspiel auf der Bühne eben nur ein Maskenfest. Nur die Masken sind es, die uns interessieren; die Träger derselben, die Schauspieler, nehmen unser Interesse nur in Anspruch als Träger dieser Masken. Wir spenden ihnen unsern Beifall, wenn sie dieselben geschickt tragen, weil dies an sich eine grosse Kunst ist. Doch anders steht die Sache, wenn der Dichter selbst hinter der Maske seiner Personen verborgen ist, und wenn dieser Dichter ein bedeutender, grosser Mensch ist. Dies war der Fall, als Aeschylus seine Schauspiele aufführte, und dies ist auch in Goethes Faust der Fall. Unter den mannigfachsten Masken kehren immer dieselben Personen wieder, nämlich Schiller und Goethe und ihre „Weisheiten". Es sind Charaktermasken. Faust hat, so zu

*) Ihre Erklärung hat auszugehen von Schillers Distichon: „Quelle der Verjüngung".

sagen, ein doppeltes Gesicht. Der Esoteriker liest ihn anders als der Exoteriker. Diese Doppeldeutigkeit ist ermöglicht durch den Doppelsinn der Worte. „Erspart euch doppelsinnige Worte," sagt der Baccalaureus — Krebsauge.*) Schiller wird ein armer Thor genannt, und er war es. Er war der Gott Thor, aber auch sonst war er in mancher Hinsicht ein Thor. Aber nicht jede Thorheit ist tadelnswert, im Gegentheil eine gewisse Thorheit ist des höchsten Lobes und Preises würdig. Wer sich über die kleinen Rücksichten der engherzigen Klugheit hinwegsetzt und den höchsten Zielen nachstrebt und in diesem Streben vielleicht Gesundheit und Leben opfert, ist ein Thor; solche Thoren waren der Atopos Sokrates und Schiller und andere; aber wer wird sie tadeln? So war es freilich auch nicht klug gehandelt, dass Goethe mit einem armen Mädchen von niederer Herkunft, die er für eine Perle hielt, ein Verhältnis anknüpfte; es war eine grosse Thorheit, aber er handelte gross, edel und schön und steht hoch über den kleinen Seelen, die ihn darum schelten. Tadelnswert war nur, dass er nicht den Heroismus besass, sie sofort aller Welt zum Hohn und Trotz zu heiraten. Ein Thor, ein Sokratischer Atopos ist auch Wagner, aber nicht für den, der ihn genauer kennt. Für den letzteren ist er ein Sokrates. „Der Wahn betreugt." Ja gewiss, der Wahn betreugt. Denn dem Scheine entspricht nicht das Sein, eine alte Lehre Platons; jede Seite des Faust führt uns diese grosse Wahrheit zu Gemüte. Wir alle sind von ihr durchdrungen, aber wir bilden uns trotzdem noch heut zu Tage grösstenteils unser Urteil nach dem Schein, wie zu Platons Zeit. Wir halten den Faust für einen grossen Titanen, aber er hat nicht Lust, einer „jener grossen Thoren zu sein, die man von je gekreuzigt und verbrannt hat." Wir halten Mephistopheles für den Teufel, aber er ist Eros-Apollon und ein guter Hausgeist; wir halten Wagner für

*) Vgl. Schillers „Satyrisches Gedicht auf den Hof von Koburg: Wunderseltsame Historia von Simeon Krebsauge, Baccalaur".

einen Pedanten und einfältigen Menschen, allein er thut, was Faust thun sollte, aber nicht thut. Er ist ein Platonischer Ites. Goethes Faust ist ein Enkomium Mooriae grösstenteils zum Preise dessen, welcher der Moor und Thor an sich war.

Goethe — „er, dessen Scherze nie verblühn," ehrte ihn hoch, und hat ihm und sich im Faust ein Denkmal gesetzt, das alle Zeiten überdauern wird.

„Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein."

So hatte es schon Pindar gemacht.

Goethes und zum grossen Teil auch Schillers Poesie*) ist Wahrheit „in der Dichtung Schleier", also nicht die nackte, plumpe Wahrheit. Denen, welche diese im Faust suchen wollten, ruft der Herold (Faust II, Akt 1, V. 1121) zu: „Ihr Täppischen! Ein art'ger Schein soll gleich die plumpe Wahrheit sein." Die Poesie ist nur ein „artiger Schein", ein Spiel und zwar im vorliegenden Fall ein „Maskenspiel".

Goethe und Schiller hatten sich nach dem Xenienkampf „wieder zur Erde gebückt, zu bergen sich in jugendlichstem Schleier". Sie hatten wieder poetische Stoffe vorgenommen, die sie schon in der Jugend behandelt hatten. Goethe wandte sich wieder dem Faust zu, der ihn schon in Strassburg beschäftigt hatte. Schiller hatte in seiner Jugend die Räuber gedichtet. Es liegt auf der Hand, dass er in diesem Stück sich selbst in jugendlichstem Schleier der Poesie zur Darstellung bringt. Er selbst „birgt" sich in diesen Schleier. Dasselbe Thema behandelte er noch einmal in viel grossartigerer Weise, als er Freundschaft mit Goethen geschlossen hatte. Die Trilogie Wallenstein könnte recht

*) Vgl. Künstler 450—457.

gut auch „die Räuber“ genannt werden. Friedland selbst ist ein Thronräuber. Sein Heer ist ein Heer von Räubern, die freilich den Namen Soldaten führen, aber: „Das Reich, das sie beschützen sollten, es liegt geplündert und verheert.“

„Verbiete wer, was alle wollten, der hat ins Wespennest gestört“. Questenberg erfährt die Wahrheit des Gesagten zu seinem Schrecken. Auch in dieser Dichtung birgt Schiller wieder in mannigfaltiger Weise sich selbst in dem Schleier der Poesie, wie Goethe im Faust. Sie ist ein grosser See wie der Vierwaldstätter See. In ihm spiegelt sich der Dioskurenstern Schiller, das „grosse Licht“. Jahre lang hat er gebraucht, um das herrliche Werk zu vollenden. Dafür haben aber auch die „Geister“ der Poesie die „vier Pausen nächt'ger Weile“, die er zum Dichten verwendete, gar „freundlich ausgefüllt“. Es sind dieselben Geister, denen Faust zuruft: „Ihr schwebt, ihr Geister,*) neben mir“.

*) „Die Geister und Gestalten“ sind auch sonst bei Goethe die Geister der Poesie. „Mit den Geistern reden“ und „Gestalten herbei holen“ heisst in seiner Sprache dichten. Vgl. Düntzer, Einleitung zu Tasso, S. 12.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

24Jan'60MH

Feb. 24 (phone)

REC'D LD

FEB 25 1960

LD 21A–50*m*-4,'59
(A1724s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YC139524